

magazin

der Alice Salomon
Hochschule Berlin

alice

22/2011

Schwerpunktthema:

Innovation im Bereich Soziales,
Gesundheit, Erziehung

Forschung:

Professionalisierung von Kita-
Fachkräften auf Bachelor-Niveau
und Praxistransfer

Internationale alice:

ASH Berlin meets New York City

**Der Mensch
im Mittelpunkt**

Forschung an der ASH Berlin



www.berliner-sparkasse.de/jungeleute

Machen Sie Ihren Abschluss in kostenloser Kontoführung.

Das Girokonto Comfort für alle bis 29 Jahre.

 Berliner
Sparkasse

Speziell für Studenten bis 29: **Das Girokonto Comfort** bietet von der kostenlosen Bargeldabhebung bis zum bequemen Online-Banking alles, was ein gutes Girokonto braucht. Informieren Sie sich überall bei Ihrer Berliner Sparkasse oder unter www.berliner-sparkasse.de/jungeleute

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Alice Salomon Hochschule versteht sich als forschungsaktive Hochschule und hat sich in den letzten Jahren in der anwendungsorientierten Forschung zur Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit, der Qualitätsentwicklung in Einrichtungen der frühkindlichen Erziehung und der Gesundheitsversorgung deutlich profiliert. Dies zeichnet sich nicht nur durch eine sichtbare Steigerung der eingeworbenen Drittmittel für Forschung ab, sondern auch durch die enge Kooperation mit Partnern aus der Praxis und die Verknüpfung von Forschung und Lehre. Forschung an der ASH Berlin heißt: im Dialog mit der Praxis zu forschen, gesellschaftliche und institutionelle Herausforderungen aufzugreifen, transdisziplinäre Ansätze zu verfolgen und den direkten Transfer von Forschungsfragen und -ergebnissen zwischen Hochschule und Praxis zu ermöglichen.

Das Themenspektrum der wissenschaftlichen Studien ist vielfältig, doch im Mittelpunkt der Forschung an der ASH Berlin steht der Mensch. Professorinnen und Professoren, Lehrbeauftragte, wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen und Studierende geben in dieser Ausgabe der *alice* Einblicke in ihre aktuellen Forschungsprojekte oder stellen erste Forschungsergebnisse vor. Dabei geht es z. B. um gesundheitliche Ressourcen von Erzieherinnen und Erziehern, die Bedeutung der häuslichen Pflege in langle-

biger Gesellschaft, die Verbesserung der Schlafqualität von Heimbewohnerinnen und -bewohnern oder naturwissenschaftliches Lernen im Kontext von Lernwerkstattarbeit, Analysen Grenzen überschreitender Jugendkulturen sowie die Entwicklung, Durchführung und Evaluation eines Schreibcoachingprogramms.

Die ehemalige Rektorin der ASH Berlin Christine Labonté-Roset widmet sich in ihrem Artikel der grundlegenden Frage: „Was bedeutet Innovation im Bereich Soziales, Gesundheit und Erziehung?“ Der Kuratoriumsvorsitzende des Instituts für angewandte Forschung (IAF) Werner Gegenbauer gibt in einem Interview Einblicke in die Arbeitsweise des Instituts, an dem zahlreiche ASH-Forschungsprojekte zurzeit angegliedert sind.

Nicht nur in der Forschung, sondern auch in der Lehre und im Hochschulalltag ist viel passiert in der letzten Zeit. Die ASH Berlin erhielt den ersten Preis für gesundheitsfördernde Organisationsentwicklung im Wettbewerb der gesundheitsfördernden Hochschulen, seit dem Wintersemester 2011 gibt es eine neue Studiengangsleitung im Studiengang „Soziale Arbeit“ und im Oktober fanden die ersten Türkeitage an der ASH Berlin statt. Über den bundesweiten Workshop Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit an der ASH Berlin gibt der Artikel von Ute Koop eine Zusammenfassung.

Auch international ist viel geschehen: Student Filip Lühr berichtet von seinem Praxissemester in der Türkei und Professorin Bettina Völter gibt eine Zwischenevaluation des Projekts „Luz que Anda“ in Sierra Negra, Brasilien. Die Projektgruppe „Care und Casemanagement“ der ASH besuchte im Sommer 2011 New York City – Professorin Ingrid Kollak informiert über die besuchten Einrichtungen vor Ort.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen und ein gesundes und erfolgreiches neues Jahr!



*Prof. Dr. Theda Borde
Rektorin der ASH Berlin*



28 Gender als übergreifendes Lernziel?

40 Der Mensch im Mittelpunkt – Forschung an der ASH Berlin

Inhalt

6 Neues aus der Hochschule

- 6 Neue Studiengangsleitung im Bachelor „Soziale Arbeit“ und Master „PSP“
- 6 Intervision. Inter...-wie? Welche Vision?
- 7 Erster Spatenstich für das Kinderforscherzentrum
- 8 1. Türkeitage an der ASH Berlin
- 9 ASH goes Russia
- 10 Preisträgerin des Poetikpreises 2012
- 10 Spreeperlen gastieren an der ASH Berlin
- 11 Elektronische Zeitschriftenbibliothek
- 12 Wandelnde Worte

13 alice tagt

Rückblick

- 13 13 Jahre Alice Salomon-Promotionskolleg – eine Tagung
- 14 Sinn und Struktur sozialer Wirklichkeiten rekonstruieren
- 16 „We don't need no Integration“

17 Studium & Lehre

- 17 „Dichten ist ein Übermut“ – ein Vortrag von Volker Kaminski
- 18 Wie gut funktioniert das Entlassungsmanagement im Krankenhaus?
- 20 Kritische Diskursanalyse und AIDS in Südafrika

- 22 Supervision und Coaching – (m)eine berufliche Zukunft!?
- 24 Trinationale Begegnung zum Thema „Kinder- und Jugendschutz“

26 Forschung

- 26 Internationale Forschung – Mapping the home care in Europe
- 28 Gender als übergreifendes Lernziel?
- 30 Profis in Kitas
- 31 Beweggründe EBK zu studieren – Ergebnisse eines Forschungsprojekts
- 33 Wirkt die Gesundheitsförderung an der ASH Berlin
- 36 Theaterspielen – und seine Wirkungen

38 Aus der Praxis

- 38 Sozialpsychiatrie: das Psychoseseminar an der ASH Berlin
- 39 Folgeschwere Wahlen

40 Schwerpunktthema

- 40 Der Mensch im Mittelpunkt – Forschung an der ASH Berlin
- 44 Was bedeutet Innovation im Bereich Soziales, Gesundheit, Erziehung?
- 46 Ambulant statt stationär – Wohnen mit Intensivbetreuung
- 48 Interventionsstudie zur Verbesserung der Schlafqualität von Heimbewohnern



alice

22/2011

72 „Wir haben gelernt, dass man Träume realisieren kann“ – ein Projekt in Brasilien

- 49 Grenzen überschreitende Jugendkulturforschung
- 51 „Wir sind sehr schnell arbeitsfähig.“
Ein Interview über das IFAF
- 53 Leiden onkologische Patienten unter einem pflegerischen Defizit?
- 55 Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett
- 56 Luft ist nicht nichts. Zu Besuch in der Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“
- 58 Naturwissenschaftliches Lernen im Kontext von Lernwerkstattarbeit
- 60 Gesundheitliche Ressourcen und Belastungen von Erzieherinnen und Erziehern
- 61 Hochschulen bilden Potenziale: Analyse und Evaluation des Bildungsmentorings
- 63 Chancengleichheit an der ASH Berlin?!
- 65 Entwicklung eines digitalen Test- und Evaluierungssystems für Manuelle Aktionen
- 66 Häusliche Pflege in langlebiger Gesellschaft
- 68 Entwicklung, Durchführung und Evaluation eines Schreibcoachingprogramms

70 Internationale alice

- 70 ASH Berlin meets New York City
- 71 „Wir haben gelernt, dass man Träume realisieren kann“ – ein Projekt in Brasilien
- 72 Im Bann von Big Apple – ein Praxissemester in NYC

74 alice und ihre Alumni

- 74 Sich umzuentcheiden gehört zum Selbstfindungsprozess – Annette Flemig

75 Menschen

- 75 Maren Bartenstein
- 75 Julia Kayser
- 76 Jan Kessinger
- 76 Constanze Schult
- 77 Verena Meister
- 78 Susann Richert
- 78 Nils Lahmann
- 79 Jaqueline Schoen & Jana Gampe
- 80 Maxine Saborowski
- 81 Sharlina Spiering

82 Ausgezeichnet!

- 82 Ausgezeichnet gesund: ASH Berlin erhält Preis für Gesundheitsförderung
- 82 Die Margherita-von-Brentano-Preis ehrt Dagmar Schultz
- 83 Die Absolventinnen und Absolventen der ASH Berlin, Sommersemester 2011

84 Lesestoff

- 91 Termine, Termine
- 93 Die letzte Meldung
- 94 Impressum

Neues aus der Hochschule

Neue Studiengangsleitung im Bachelor Soziale Arbeit und Master Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik

Maria Molito, Nadine Csonka

Zum Beginn des Wintersemesters 2011/12 haben Prof. Dr. Heinz Stapf-Finé die Studiengangsleitung im Bachelor Soziale Arbeit und Prof. Dr. Regina Rätz die Studiengangsleitung im Master Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik übernommen. Die beiden Positionen wurden vakant nachdem Prof. Dr. Elke Kruse nach einigen Jahren an der ASH Berlin einen Ruf an ihren ehemaligen Studienort Düsseldorf angenommen hat. Die Rektorin der ASH Berlin Prof. Dr. Theda Borde begrüßte die Kollegin und den Kollegen in ihren neuen Funktionen als Studiengangsleitungen und freut sich auf die Zusammenarbeit.



Die Rektorin Prof. Dr. Borde beglückwünscht Prof. Dr. Stapf-Finé ...



... und Prof. Dr. Rätz

Intervision. Inter...-wie? Welche Vision?

Sam-Lennard Asbeck, Elke Weisgerber

Kollegiale Beratung meint: Problemlösungen gemeinsam entwickeln

Initiiert durch das Projekt „alice gesund – gesundheitsfördernde Hochschule“ wurden vom Jahresanfang bis Mitte April 2011 etwa 27 Angehörige der Hochschule, Lehrende und Beschäftigte der Verwaltung zu Intervisorinnen und Intervisoren geschult (vgl. Newsletter der ASH Nr. 2/2011). Das Konzept der Intervision, der kollegialen Beratung, fußt auf der einfachen Idee, dass Menschen, die in der gleichen Einrichtung arbeiten, sich wechselseitig fachkompetent und effizient bei beruflichen Problemen beraten können, wenn die hierfür notwendigen Rahmenbedingungen geschaffen und eingehalten werden. In drei Untergruppen und fünf Tagesworkshops lern-

ten wir das Beratungsmodell und den Intervisionsprozess kennen und trainierten Methodik und Rollenverständnis als Intervisorinnen und Intervisoren.

Wie funktioniert eine Intervision?

Damit die Intervision zum Erfolg führt, ist eine Gruppengröße von mindestens 5–6 Personen sinnvoll. Aus dieser Gruppe wird zuerst ein/e Moderator/-in gewählt. Hat sich ein/e Falleingebende/-in mit einer zu lösenden Situation gemeldet, leitet die Moderator/-in durch den Prozess und alle anderen sind kollegiale Beratende. Nach der Fallzerählung wird der Falleingebende bzw. die Falleingebende gebeten, eine Schlüsselfrage an die Beratenden zu formulieren. Diese analysieren und formulieren zunächst Zusammenhänge und mögliche Ursachen, um im nächsten Schritt Lösungsszenarien

anzubieten. Der Falleingebende ermittelt anschließend aus den Vorschlägen die für das Ziel oder den Wunsch nächstliegende Lösung. Daraus erstellt die Gruppe gemeinsam einen Handlungsplan, der sowohl Teilziele als auch einen Zeitplan beinhaltet. Zur Überprüfung des Erfolgs berichtet der Falleingebende bzw. die Falleingebende der nächsten Sitzung über die weitere Entwicklung der Situation. In einer Feedbackrunde evaluiert die Intervisionsgruppe ihre Fallbearbeitung. Gegebenenfalls kann bis zum nächsten Mal die gewählte Methode verändert werden.

Wie wirkt Intervision?

Mit dem erarbeiteten Handlungsplan bekommt der Falleingebende bzw. die Falleingebende einen Motivationsschub, sich der geschilderten Situation zu stel-

Leitfaden für einen kollegialen Beratungsprozess

(nach Anke Schmidt, Dipl.-Psych. Trainerin ZAGG GmbH)

Phase	Wer tut was? - Rollen und Aufgaben	Dauer
1	Alle: Fallsammlung, Themenspeicher/Flipchart	5 Min.
2	Alle: Fallauswahl, Rollenverteilung: Falleingebende/-in, Moderator/-in (protokolliert/Flipchart), ggf. Beobachter/-in (achtet auf Zeit/Regeln), die anderen: Berater/-in	5 Min.
3	Falleingebende/-in (F) stellt Istsituation dar	20 Min.
4	Berater stellen Klärungsfragen, aktives Zuhören	Phasen 3 – 4
5	F formuliert Wunsch, Ziel, Schlüsselfrage	5 Min.
6	Ursachenrunde: alle außer F F bewertet und wählt aus	10 Min. 5 Min.
7	Lösungsrunde: alle außer F F bewertet und wählt aus	10 Min. 5 Min.
8	F formuliert Handlungsplan zur Umsetzung (Erfolgsprüfung in der nächsten Sitzung)	10 Min. (5 Min.)
9	Evaluation, Weiterentwicklung durch die Gruppe: Methoden anpassen, Reflexion, konstruktive Kritik, ggf. Weitergabe an andere Stellen.	5 Min.

len. Die falleingebende Person fühlt sich nicht mehr allein gelassen, es entsteht ein kollegiales Gefühl. Jede/r Berater/-in bringt die eigene Sicht auf die problematische Situation ein, wodurch Perspektivwechsel oder -erweiterung ermöglicht, Handlungspotenziale eröffnet und eigene Ressourcen zur Umsetzung in ein zieladäquates Verhalten aktiviert werden. Die unterschiedlichen Argumente können in die Arbeitsgestaltung integriert werden, um so eine Verbesserung des Arbeitsablaufs herbei-

zuführen. Auch die Beratenden werden in ihrer Kompetenz akzeptiert, indem ihre Meinung in den ausgearbeiteten Handlungsplan aufgenommen wird. Gleichzeitig erhalten alle am Beratungsprozess Beteiligten Einsichten in die verschiedenen Bereichsstrukturen und die hieraus entstehenden Arbeitsweisen der unterschiedlichen Abteilungen der Kolleginnen und Kollegen.

Die Stärkung der Ressourcen und das Mitteilen und Teilen in der Intervisions-

gruppe führen zu psychischer Entlastung und zu größerem Wohlbefinden. Schließlich werden die Kommunikation und der gegenseitige Austausch gefördert, Moderationskompetenz und Reflexionsfähigkeit erworben sowie Wertschätzung und Anerkennung ange-regt. Mittelfristig haben kollegiale Beratungsteams positiven Einfluss auf das Klima einer Organisation und fördern somit Effekte wie Vertrauensaufbau, kooperative Lern- und Arbeitskultur und die Bereitschaft zu Austausch und Reflexion auf allen Ebenen.

Interesse geweckt?

Intervision ist eine schnell zu erlernende Methode. Die aktiven Intervisoreninnen und Intervisoren können neue Kolleginnen und Kollegen in die Gruppe aufnehmen und diese so ebenfalls in der kollegialen Beratung „ausbilden“. Der Erfolg für eine Verbesserung kollegialer Kooperation ist garantiert.

Weitere Informationen:

ash-berlin.eu/profil/alice-gesund



Erster Spatenstich für das Kinderforscherzentrum HELLEUM

Olga Theisselmann

Den Auftakt für den Bau des Kinderforscherzentrums HELLEUM in der Kastanienallee 59 in Berlin-Hellersdorf bildete ein feierlicher erster Spatenstich am 1. September 2011. Rund 150 Gäste aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Bildung und Wissenschaft waren der Einladung gefolgt. Den Spatenstich setzten unter anderem Bauherr Stefan Komoß, stellvertretender Bezirksbürgermeister und Bezirksstadtrat für Schule, Sport und

Finanzen, Hella Dunger-Löper, Staatssekretärin für Bauen und Wohnen, Claudia Zinke, Staatssekretärin für Bildung, Wissenschaft und Forschung, sowie Prof. Dr. Theda Borde, Rektorin der Alice Salomon Hochschule Berlin, gemeinsam mit Hellersdorfer Kindern. Das Kinderforscherzentrum HELLEUM schafft in Marzahn-Hellersdorf erstmals ein schulübergreifendes Lernangebot für Schüler- und Kita-Gruppen, Bewohner des Bezirks sowie ein Weiterbildungsangebot für pädagogische Fachkräfte.



Der Spatenstich für das Kinderforscherzentrum Helleum

Weitere Informationen:

www.helleum-berlin.de

Vernetzung, Diskussion und Informationsaustausch während der 1. Türkeitage an der ASH Berlin

Susann Richert

Zum Auftakt des Wintersemesters 2011/12 veranstaltete die Alice Salomon Hochschule Berlin am 13. und 14. Oktober 2011 zum ersten Mal die Türkeitage in Hellersdorf und präsentierte sich damit einmal mehr als eine weltoffene Hochschule. Im Fokus der Veranstaltung, die unter dem Motto „Hellersdorf bekle! Geliyoruz! Warte Hellersdorf, wir kommen!“ stattfand, standen die Beziehungen der Hochschule, ihrer Mitarbeiter/-innen und

In 2009 etablierte die ASH Berlin für Studierende der Sozialen Arbeit die Spezialisierung Bachelor International. Dieser Studiengang fußt auf der langjährigen Kooperation mit der Hacettepe Universität in Ankara und ermöglicht Studierenden der ASH Berlin einen Auslandsaufenthalt in der Türkei. Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit weiteren Hochschulen, wie der Akdeniz Universität, wurden auch während der Türkeitage mit den Gästen aus Antalya erörtert.

Zum abwechslungsreichen kulturellen Programm trugen am Donnerstagabend eine Lesung der bekannten Schriftstellerin Emine Sevgi Özdamar (siehe Artikel auf Seite 10) bei, die durch einen musikalischen Beitrag am Klavier von Fritz Kaas umrahmt wurde. Während Emine Sevgi Özdamar von der Türkei nach Deutschland emigrierte, lebt Fritz Kaas, der früher Lehrer am Badischen Konservatorium war, heute in der Türkei und ist als Gastdozent an der Akdeniz Universität in Antalya tätig. Beide Künstler haben durch ihre Migrationserfahrung und die Auseinandersetzung mit Verschiedenheit Neues geschaffen.

Türkeitage

in Berlin Hellersdorf



Studierenden zur Türkei. Bereits bestehende vielfältige Kooperationen in Lehre, Forschung und Praxis wurden sichtbar gemacht und weiter ausgebaut.



Infobörse mit hochschulinternen sowie Berliner Praxiseinrichtungen und Projekten

Die bereits etablierten und zukünftigen Hochschulpartner aus der Türkei stellten sich während der Veranstaltung vor und luden anschließend zur Diskussion über „Soziale Arbeit in der Türkei“ ein. Auch Berliner Einrichtungen, die bereits jetzt als Modelle guter Praxis für die Partizipation von Migrantinnen und Migranten gelten, gaben Einblick in ihre Arbeit. Studierende und Lehrende der Alice Salomon Hochschule Berlin diskutierten gemeinsam mit Praxisvertreterinnen und -vertretern die Potenziale der transnationalen Beziehungen für die Weiterentwicklung der Lehre, Forschung und Praxis in Sozialer Arbeit, Gesundheit und Bildung und bauten neue Brücken und Netzwerke auf.



Dr. Semsettin Dagli von der Akdeniz Universität bei der Erstellung eines Ebru-Kunstwerkes

Am Freitagnachmittag faszinierte der Workshop zur Ebru-Kunst, geleitet von Dr. Semsettin Dagli, zahlreiche Besucher/-innen. Diese ließen anschließend zu den Klängen des berlin_anatolischen ASH Ensembles die Türkeitage ausklingen.

ASH Berlin goes Russia

Die ASH Berlin knüpft neue Kontakte zu Universitäten in Moskau und Rostov am Don



Prof. Dr. Borde besucht eine Lernwerkstatt für Kinder und Jugendliche mit Behinderung

Nadine Csonka

ASH Berlin blickt ostwärts

Entsprechend ihres Leitbildes versteht sich die ASH als weltoffene Hochschule und kooperiert auf internationaler Ebene mit Hochschulen, Praxiseinrichtungen und Verbänden, um die internationale Zusammenarbeit der Studierenden, Lehrenden und Mitarbeiter/-innen an der ASH zu fördern. Zunehmend richtet sich der Blick auch ostwärts: Seit diesem Sommer haben die Rektorin und die neue Studiengangsleitung des Bachelors Soziale Arbeit neue Kontakte in Russland geknüpft.

Rektorin der ASH Berlin zu Besuch in Moskau

Im Juli 2011 nahm die Rektorin der ASH Prof. Dr. Theda Borde an einer Delegationsreise nach Moskau zum Thema

soziale Integration für Menschen mit Behinderung im Rahmen der Städtepartnerschaft Berlin-Moskau teil. Weitere Teilnehmer/-innen der Berliner Delegation waren Vertreter/-innen des Landesamtes für Gesundheit und Soziales Berlin (LaGeSo) und der Berliner Sozialwirtschaft. Während der einwöchigen Reise besuchte Theda Borde zwei Hochschulen in Moskau. Mit der Psychologisch-Pädagogischen Universität der Stadt Moskau wurden Gespräche über Studienprogramme und insbesondere über Fern- und Online-Studiengänge zur Überwindung von Zugangsbarrrieren für Studierende mit körperlichen Einschränkungen geführt. Die Russische Staatliche Sozialuniversität (RSSU) ist mit rund 100.000 Studierenden eine der größten Universitäten des Landes und bietet u. a. Studiengänge in Sozialer Arbeit und Rehabilitationswissenschaften an. In den Studiengängen Soziale Arbeit und Sozialmanagement studieren ca.

2500 Studierende. Mit dem Rektor der RSSU, Prof. Dr. Wassili Iwanowitsch Zhukow, vereinbarte Prof. Borde einen baldigen Gegenbesuch in Berlin.

ASH Berlin und Südliche Föderale Universität in Rostov am Don entwickeln deutsch-russisches Masterprogramm

Gemeinsam mit dem Studiengangsleiter des Bachelors Soziale Arbeit, Prof. Dr. Heinz Stapf-Finé, reiste die Rektorin der ASH Anfang Oktober 2011 zur Südlichen Föderalen Universität in Rostov am Don. Gemeinsam mit dem Rektor der Universität, Prof. Dr. Vladislav G. Zakharevitsch, unterzeichnete die Rektorin eine Kooperationsvereinbarung mit dem Ziel, einen gemeinsamen deutsch-russischen Doppelmaster für Internationales Sozialmanagement zu entwickeln.

ASH Berlin aktiv im Deutsch-Russischen Jahr der Bildung, Wissenschaft und Innovation

Die Regierungsvertreter auf deutscher und russischer Seite haben beschlossen, ein „Deutsch-Russisches Jahr der Bildung, Wissenschaft und Innovation 2011/12“ auszurichten. Mit der Initiative, die am 23. Mai 2011 startete, soll die erfolgreiche bilaterale Zusammenarbeit zwischen Wissenschafts- und Forschungsorganisationen, Hochschulen sowie Unternehmen sichtbar gemacht und weiter intensiviert werden. Die ASH wird im Rahmen des deutsch-russischen Wissenschaftsjahres einen Förderantrag bei der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) für die Ausrichtung einer Russlandwoche beantragen. Durch die für Juni 2012 geplante Russlandwoche sollen die Kooperationen mit den neuen russischen Partneruniversitäten der ASH weiter ausgebaut und Anreize für einen Studien-, Praktikums- oder Forschungsaufenthalt in Russland geschaffen sowie kommuniziert werden.

Preisträgerin des Poetikpreises 2012 steht fest

Susann Richert

Die Besucher/-innen der Türkeitage an der ASH Berlin konnten sie bereits live auf der Lesebühne erleben: Emine Sevgi Özdamar, die designierte Preisträgerin des Alice Salomon Poetik Preises 2012.



Die designierte Poetikpreisträgerin 2012
Emine Sevgi Özdamar

Die in der Türkei geborene deutsche Schriftstellerin, Schauspielerin und Theaterregisseurin nahm im Alter von

zwölf Jahren ihre erste Theaterrolle am Staatstheater Bursa im „Bürger als Edelmann“ von Molière an. Von 1967 bis 1970 besuchte sie die Schauspielerschule in Istanbul. Sechs Jahre später nahm sie die Arbeit als Regieassistentin an der Volksbühne Ost-Berlin auf. Dort arbeitete sie zusammen mit dem Brecht-Schüler und Regisseur Benno Besson und Matthias Langhoff. Es folgten Stationen in Paris, Avignon und Bochum.

Seit 1982 arbeitet Emine Sevgi Özdamar als freie Schriftstellerin. Für ihre Werke erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen wie den Ingeborg-Bachmann-Preis (1991) und den Kleist-Preis (2004). Zudem ist sie seit Mai 2007 ordentliches Mitglied in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt). 2006 erschien die Berlin-Istanbul-Trilogie „Sonne auf halbem Weg“, die Özdamars drei große Romane enthält: „Das Leben ist eine Karawanserei, hat zwei Türen, aus einer kam ich rein, aus der anderen ging ich raus“, „Die Brücke vom Goldenen Horn“ und „Seltsame Sterne starren zur Erde“.

Der Alice Salomon Poetik Preis wurde 2006 zum ersten Mal vergeben, als die ASH Berlin den deutschlandweit ersten Masterstudiengang „Biografisches und kreatives Schreiben“ einführte. Mit diesem Preis zeichnet die Hochschule Künstler/-innen aus, die durch ihre besondere Formensprache und Vielfalt zur Weiterentwicklung der literarischen sowie visuellen und musischen Künste beitragen und dabei immer die Interdisziplinarität berücksichtigen, die sich auch in den Studien- und Kulturangeboten unserer Hochschule wiederfindet. Zu den bisherigen Preisträgern gehören bedeutende Künstler wie Gerhard Rühm, Michael Roes, Rebecca Horn, Valeri Scherstjanoi und Eugen Gomringer.

Verliehen wird der Alice Salomon Poetik Preis 2012 in einem festlichen Rahmen eines Neujahrsempfangs in der Berlinischen Galerie am Samstag, den 14. Januar 2012.

Weitere Informationen:

<http://www.ash-berlin.eu/profil/auszeichnungenpreise/alice-salomon-poetik-preis/>

Spreeperlen gastieren an der ASH Berlin

Die Wanderausstellung zum Buch „Spreeperlen. Berlin - Stadt der Frauen“ wurde an der ASH Berlin präsentiert

Nadine Csonka

Vernissage

Am 20. September 2011 eröffneten die Prorektorin der ASH, Prof. Dr. Susanne Viernickel, und die Bezirksbürgermeisterin Dagmar Pohle die Wanderausstellung zum Buch „Spreeperlen. Berlin – Stadt der Frauen“ im Foyer der Alice Salomon Hochschule Berlin. Dr. Gabriele Kämper, Leiterin der Geschäftsstelle Gleichstellung in der Berliner Senatsverwaltung für Wirtschaft,

Technologie und Frauen und eine der Initiatorinnen des Projekts, berichtete über die Entstehung des Buches und versicherte, dass in einer Neuauflage zahlreiche neue bzw. wieder entdeckte Geschichten über „die Kämpfe der Frauen für politische Teilhabe, das Wahlrecht, Selbstbestimmung über ihren Körper und ihr Leben, für Bildung und Arbeit [...]“ erzählt werden könnten. Die Ausstellung an der ASH wurde durch das gemeinsame Engagement der Gleichstellungsbeauftragten des

Bezirks Marzahn-Hellersdorf, Snezana Sever, und der Referentin des Rektors der ASH, Nadine Csonka, ermöglicht.

Die Ausstellung zum Buch

Die Ausstellung präsentiert ein Berlin-Panorama aus weiblicher Perspektive. In kurzen Texten und mit künstlerischen Fotos werden Orte dargestellt, die für Kämpfe und Schicksale von Berliner Frauen – der „Spreeperlen“ – stehen. Darunter ist auch die Gründerin



Die Ausstellung „Spreeperlen“ an der ASH Berlin

und Namensgeberin unserer Hochschule, Alice Salomon. Die Ausstellung entstand infolge des im Mai 2010 veröffentlichten gleichnamigen Buches, eines Kooperationsprojekts des Frauensensats Berlin und der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der Bezirke.

Die Wanderausstellung zieht weiter

An der ASH konnten Hochschulangehörige und auswärtige Gäste die Ausstellung sechs Wochen lang besichtigen. Ende Oktober wurden die informativen Aufsteller wieder eingepackt und traten ihre Reise zu Ausstellungsstätten in den Berliner Bezirken an.

¹ Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen Berlin (Hg.): Spreeperlen. Berlin – Stadt der Frauen, Berlin 2010, S. 4 f.

Neu: Elektronische Zeitschriftenbibliothek freigeschaltet!

Birgit Sievers

Seit dem Wintersemester 2011/12 sind 50 Fachzeitschriften der ASH-Hochschulbibliothek nun in der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek freigeschaltet. Die Elektronische Zeitschriftenbibliothek (EZB) ist ein kooperativer Service von 564 Bibliotheken, Konsortien bzw. Forschungseinrichtungen mit dem Ziel, ihren Nutzern einen unkomplizierten und leichten Online-Zugang zu Volltextzeitschriften zu ermöglichen. Die EZB wurde 1997 von der Universitätsbibliothek Regensburg gemeinsam mit der Universitätsbibliothek der TU München ins Leben gerufen und verzeichnet etwa 55.000 Zeitschriftentitel zu allen Fachbereichen, darunter 7.500 reine Online-Zeitschriften. In der EZB werden alle elektronischen wissenschaftlichen Zeitschriften geführt, die einen Zugriff auf den Voll-

text gestatten. Die Zugänglichkeit wird mit Ampelsymbolen dargestellt:

Grün
für allgemein zugängliche
Zeitschriften

Gelb
für die jeweils lokal lizenzierten
Zeitschriften (z. B. ASH-Nutzer und
-Nutzerinnen)

Rot
für lokal nicht verfügbare
Zeitschriften



Von den 270 Fachzeitschriften, die die ASH Hochschulbibliothek im Print-Abonnement bezieht, gibt es derzeit auf 50 Zeitschriften auch den Online-Zugriff. Die vollständige Liste aller ASH-Zeitschriften finden Sie unter:

www.ash-berlin.eu
→ Bibliothek → Literatursuche
→ ASH-Zeitschriften

Seit November 2011 sind diese Onlineversionen in der EZB-Datenbank für die Angehörigen der ASH Berlin freigeschaltet. Den Link dazu finden Sie unter:

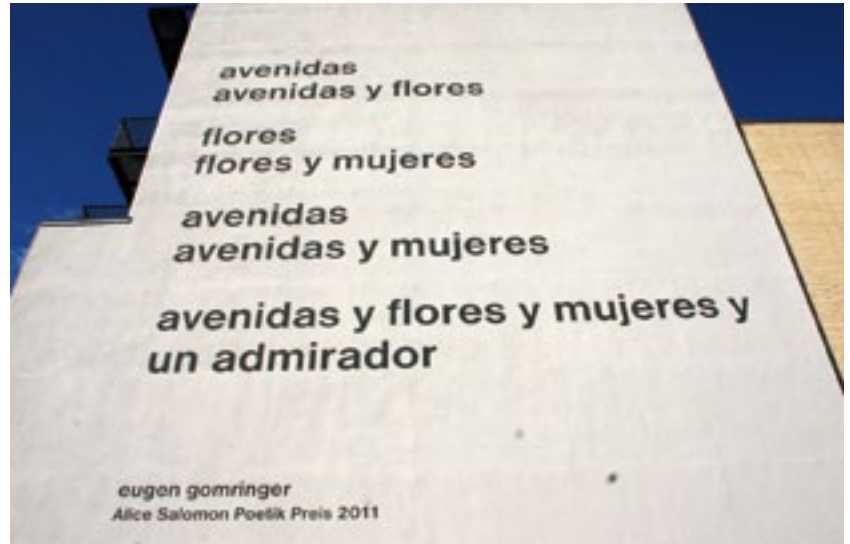
www.ash-berlin.eu
→ Bibliothek → Literatursuche
→ EZB (Elektronische Zeitschriftenbibliothek)

Wandelnde Worte

Susann Richert

Seit Beginn des WS 2011/12 werden alle Studierenden, Hochschulangehörigen und Besucher/-innen der Alice Salomon Hochschule Berlin mit einem spanischen Gedicht von Eugen Gomringer begrüßt. Der Preisträger des Alice Salomon Poetik Preises 2011 stellte sein Gedicht „avenidas“ für die Gestaltung der südlichen Außenwand der Hellersdorfer Hochschule bereit.

Eugen Gomringer ist einer der bedeutendsten Autoren der deutschen Gegenwartsliteratur. Er begründete die Konkrete Poesie und ist zugleich einer ihrer prominentesten Vertreter. Dieser von Gomringer selbst in den 1950er-Jahren in Anlehnung an die Konkrete Kunst geprägte Begriff umschreibt eine Dichtkunst, die das „Sprachmaterial“ in den Vordergrund stellt. Durch besondere Anordnungen der Buchstaben und Wörter wird eine eigene künstlerische Realität erschaffen und Bedeutungsinhalte werden visualisiert.



Das Gedicht „avenidas“ auf der südlichen Außenfassade der ASH Berlin

Gomringer spielt mit Wiederholungen und dem Wechsel der Wörter und schafft so neue Zusammenhänge zwischen ihnen. Auch sein Gedicht „avenidas“ wiederholt mehrmals die Schlüsselwörter „avenidas“, „flores“ und „mujeres“ und

findet dann seinen Höhepunkt in dem plötzlich und nur einmal auftauchenden „admirador“.

Die Gedichte Gomringers gehören zum Kanon der modernen Lyrik.

Anzeige



HEINRICH BÖLL STIFTUNG STUDIENWERK

Rückenwind für Talente

Unser Angebot

- Stipendien und ideelle Förderung
- Foren zum interdisziplinären Austausch
- Zugang zu unserem Netzwerk im In- und Ausland
- Alumni-Programm, Mentoring

Unsere Erwartungen

- Besonders gute Schul- und Studienleistungen
- Gesellschaftliches Engagement und politisches Interesse
- Unterstützung der Ziele der Heinrich-Böll-Stiftung

Unsere aktuellen Förderschwerpunkte

- Studierende aus Fachhochschulen
- Menschen mit Migrationshintergrund
- Studierende aus nicht-akademischen Elternhäusern
- MINT-Fächer, insbesondere mit Bezug zu Ökologie sowie Umwelt- und Klimaforschung
- Studierende aus Ost- und Südosteuropa, GUS, Naher Osten, Nordafrika, Konfliktregionen weltweit

www.boell.de/studienwerk — Nächste Bewerbungstermine: 1. März und 1. Sept. 2012

13 Jahre Alice Salomon-Promotionskolleg – eine Tagung

Ruth Großmaß

Seit 13 Jahren gibt es an der Alice Salomon Hochschule ein Promotionskolleg, mit dem Absolventinnen aus den praxisorientierten Studiengängen der (sozialen) Fachhochschulen bei der Erstellung einer Dissertation gefördert werden. Im Alice Salomon-Promotionskolleg bedeutet Förderung dreierlei: Ein Stipendium kann vergeben werden, das einen vorübergehenden Ausstieg aus der Berufsarbeit ermöglicht. Ist man in das Kolleg aufgenommen, wird die Forschungsarbeit in einem regelmäßig tagenden Kolloquium begleitet und durch einen Methodenworkshop unterstützt, in dem die empirischen Methoden, die für eine innovative/kritische Praxisforschung nötig sind, vertieft und auf das je spezifische Forschungsprojekt bezogen werden.

In den vergangenen 13 Jahren sind im Promotionskolleg, das durch das Land Berlin und die ASH finanziert wird, nicht nur eine Reihe interessanter Arbeiten entstanden, sondern auch wichtige Kooperationsbeziehungen und Vernetzungen. Sich austauschen, die jeweils Nachrückenden durch Tipps und Informationen unterstützen, sich auf dem Weg in neue berufliche Aufgaben gegenseitig Mut machen – diese informellen Ressourcen des Kollegs haben von Anfang an eine große Rolle gespielt und zu andauernden Kontakten und freundschaftlicher Kooperation geführt.

Um diese Tradition des Stipendienprogramms sichtbar zu machen, zu feiern und fortzuschreiben, wurde im Sommersemester 2011 eine Tagung mit dem Titel „13 Jahre Alice Salomon-Promotionskolleg“ initiiert. Sie fand am 1. Juli in der Zeit von 14 bis (letztendlich) 22 Uhr im Audimax der ASH statt.

Nach der Eröffnung durch die stellvertretende Frauenbeauftragte Leah Czollek

würdigte die Rektorin der ASH, Prof. Dr. Theda Borde, in ihrer Begrüßung nicht nur die im Kolleg stattfindende Förderung von Promotionen als wichtigen Schritt zur vollen Akademisierung der Studiengänge an der ASH; sie warf auch einen Blick in die Zukunft, die weitere Aufgaben bereithält: Weitere Studienrichtungen gilt es einzubeziehen und die unbefriedigende strukturelle Situation – das Promotionsrecht liegt nach wie vor ausschließlich bei den Universitäten – zu verändern.

Prof. Dr. Birgit Rommelspacher, eine der Begründerinnen des Promotionskollegs, gewährte in ihrem Beitrag Einblicke in die Entstehungsgeschichte des Kollegs, das sich dem feministischen Engagement von einzelnen Hochschullehrerinnen und der Frauenbeauftragten verdankt. Sie zeigte das Themenspektrum der inzwischen entstandenen Arbeiten auf und skizzierte die berufliche und persönliche Herkunft des Engagements der Doktorandinnen für eine kritische Forschungsarbeit. Dass auch von ihrer Seite viel persönliches Engagement in das Kolleg eingegangen ist, dass sie viele Arbeiten auch als Gutachterin begleitet hat, war an der Lebendigkeit ihrer Schilderung und der genauen Kenntnis vieler Arbeiten zu merken.

Nach einer musikbegleiteten Pause folgten die beiden Programmpunkte der Tagung, die von Stipendiatinnen und Absolventinnen des Kollegs gestaltet worden sind:

In drei Kurzvorträgen wurden Ergebnisse abgeschlossener Promotionen vorgestellt:

- Dr. Heike Radvan skizzierte ihre Ergebnisse zum Thema „Pädagogisches Handeln und Antisemitismus“
- Dr. Fartash Davani trug zum Thema „Flucht als persönliche Krisenerfah-

rung – dargestellt anhand von Biographien iranischer Frauen“ vor

- Dr. des. Marion Klein faszinierte die Zuhörerinnen mit ihrem Beitrag „You get, what you see“ – Erfahrungen von Schülerinnen und Schülern am, im und mit dem Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin

Die anschließende Kaffeepause war ausgesprochen lebhaft; es gab Nachfragen und Diskussionen zu den einzelnen Vorträgen – eine Pausenatmosphäre, nach der man sich auf Kongressen oft sehnt. Entsprechend schwierig war es, die Pause als Pause zu beenden und in die Plenumsarbeit zurückzukehren. Das Interesse war dann aber schnell geweckt: Die aktuellen Stipendiatinnen stellten in einer Postersession ihre Forschungsprojekte vor: Untersuchungen zu Autismus standen neben Fragen der Antisemitismusforschung. Das Poster zu einer Forschung über Kooperationsformen und -defizite von Gesundheitsdiensten stand neben dem, das sich mit der Analyse von sozialen Netzwerken englischsprachiger Frauen aus Kamerun beschäftigt. Nebenan ging es um Fragen der Gerechtigkeit in der psychosozialen Beratung sowie um die psychosozialen Folgen der Kriminalisierung nicht-deutscher drogenabhängiger Männer und parallel dazu um die Kulturalisierung fachlicher Kompetenzen von Fachkräften mit Migrationshintergrund. Man konnte nicht alle Themen im Gespräch erkunden, aber an einzelnen Postern entstanden intensive Gesprächssituationen.

Eher fließend war dann der Übergang zum Austausch zwischen „Ehemaligen“ und „Stipendiatinnen“, auch der Übergang zu Abendessen, Geselligkeit, begleitet von Musik. Ein gelungener Nachmittag und Abend, darin waren sich am Ende alle einig.

Sinn und Struktur sozialer Wirklichkeiten rekonstruieren

5. Bundesweiter Workshop Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit

Ute Koop

Qualitative Forschungsansätze erlangen in der Sozialforschung zunehmend Bedeutung, die Forschungslandschaft entwickelt sich „breit und variantenreich“ (Miethe/Bock 2010: 9). In dieser „sozialwissenschaftliche[n] Forschung, zu der sowohl eine planungs- und anwendungsorientierte Praxis- und Handlungsforschung als auch eine analytische und grundagentheoretische Sozialforschung gezählt werden können“ (Miethe/Bock 2010: 15) ist rekonstruktive Sozialforschung verortet.

Seit 2008 werden Workshops zu Rekonstruktiver Sozialforschung in einer Kooperation des „Netzwerkes für Rekonstruktive Sozialarbeitsforschung und Biografie“ mit der Fachgruppe „Forschung“ der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) veranstaltet – in den letzten Jahren in zusätzlicher Zusammenarbeit mit der „Fachgruppe Promotionsförderung nach FH-Abschluss“ der DGSA. Vom 15. bis 17. September 2011 fand der nunmehr 5. bundesweite Workshop an der Alice Salomon Hochschule Berlin (ASH) unter der Leitung von Prof. Dr. Silke Birgitta Gahleitner, tatkräftig unterstützt von Ute Koop und Petra Falk und weiteren studentischen Mitarbeiterinnen, statt.

Interessierte Kolleginnen und Kollegen, Forschungsgruppen, Nachwuchswissenschaftler/-innen und Studierende waren ebenso eingeladen wie an Forschung interessierte Praktiker/-innen aus den verschiedenen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit. In acht fortlaufenden Forschungswerkstätten wurde die Möglichkeit geboten, eigene Forschungsarbeiten, erhobenes Datenmaterial oder Exposés für geplante Forschungsvorhaben zu präsentieren und mit erfahrenen Kolleginnen und Kollegen zu diskutieren.

In ihrer Begrüßung wünschte Prof. Dr. Bettina Völter allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern Inspiration und Anregungen für weitere Forschungsprozesse. Idealerweise sollten diese durch Kongruenz von Denken, Fühlen und Wollen beflügelt werden, dem „Flow“, jenem einzigartigen Glücksgefühl, das durch völlige Vertiefung und Aufgehen in einer Tätigkeit entstehen kann.



Vortrag von Barbara Budrich

Zum Auftakt zog der von Barbara Budrich gehaltene Vortrag „Erfolgreich Publizieren in den Sozial- und Erziehungswissenschaften“ sowohl Tagungsteilnehmer/-innen als auch externes Publikum an. Mit fundierten Kenntnissen aus eigener Praxis informierte die Inhaberin des Budrich Verlages über wissenschaftliches Publizieren aus Verlagsperspektive. Wie auch in ihrem gleichnamigen Buch die Leser/-innen lud Barbara Budrich im Vortrag die Zuhörer/-innen dazu ein „das Büchermachen aus Sicht der Büchermacher zu betrachten“ (Budrich 2009: 10), um sich als Autor/-in mit und in dieser Welt erfolgreich bewegen zu können. Bessere Kommunikation und Transparenz zwischen Verlag und Autor/-in ermöglichen angemessene Würdigung wissenschaftlicher Arbeiten, denn „[j]ede Publikation

ist anders, jedes Projekt ist einzigartig“ (Budrich 2009: 12).

Nach dem Vortrag besuchten 65 interessierte Teilnehmer/-innen die Workshops, um Methoden der Rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung live zu erleben. Die Palette der präsentierten Forschungsmethoden war reichhaltig. Prof. Dr. Stefanie Sauer (Evangelische Hochschule Berlin)

und Dr. Lydia Schambach-Hardtke (ASH) boten „Erste Orientierung und Methodenwahl“ mit einem Überblick über Theorie und Praxis der Sozialforschung und verschiedenen Methoden entlang eigener abgeschlossener Promotionen an. „Qualitative Inhaltsanalyse in Aktion“ konnte unter der Leitung von Prof. Dr. Silke Gahleitner erfahren werden. In diesem halbstrukturierten Verfahren wird – je nach Forschungsfrage – ein Wechselspiel induktiver und deduktiver Vorgehensweisen entfaltet, um den inhaltlichen Gehalt des vorliegenden Materials zu erschließen. Prof. Dr. Michael Appel (Evangelische Fachhochschule Nürnberg) und Prof. Dr. Gerhard Riemann (Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg) erarbeiteten in ihrem Workshop die Grundlagen und Forschungs-

schritte der „Sozialwissenschaftlichen Erzählanalysen“ – vor allem auf der Basis autobiografisch- und interaktionsgeschichtlich-narrativer Interviews. Der Workshop „Fallrekonstruktionen“ unter der Leitung von Prof. Dr. Klaus Kraimer (Hochschule für Technik und Wirtschaft des Saarlandes) und Prof. Dr. Walburga Hoff (Fachhochschule Erfurt) hatte das Ziel, Routine- und Konfliktfälle sozialarbeiterischer Praxis zu rekonstruieren, habituelle Erfordernisse in der Profession zu (re)konstruieren und idealtypische „clear-cases“ als Beispiele für eine gelingende Praxis zu konstruieren.

Prof. Dr. Michaela Köttig stellte im Workshop „Biographische Fallrekonstruktionen und Dialogische Biographiearbeit“ das sozialwissenschaftliche Paradigma und die Konzeption der Methode Biographische Fallrekonstruktionen vor und führte exemplarisch Auswertungsschritte durch. Sie führte auch in das Verfahren der Dialogischen Biographiearbeit ein. Der Ansatz der „Dokumentarischen Methode“, geleitet von Dr. Heike Radvan (Amadeu Antonio Stiftung) und Dr. Anne-Christin Schondelmayer (FU Berlin), zielt auf die Rekonstruktion der sozialen Handlungs- und Interaktionspraxis ab. In diesem methodologischen Rahmen wurde ein Forschungsdesign entwickelt und in die Forschungspraxis eingeführt. Gegenstand der Forschungswerkstatt „Gesprächsanalyse und ethnografische Interaktionsanalyse“ von Dr. Ulrich Reitemeyer (Institut für Deutsche Sprache

Mannheim) und Prof. Dr. Nina Wyssen-Kaufmann (Berner Fachhochschule für Soziale Arbeit) waren Interaktionen und Gespräche von Professionellen. Diese Methoden tragen sowohl der Vielschichtigkeit interaktiver Wirklichkeitserzeugung als auch den Interessen an Praxisreflexion Rechnung. Prof. Dr. Armin Schneider (Fachhochschule Koblenz) erweiterte das qualitative Spektrum um einen „Blick über den Tellerrand“, indem in seiner Forschungswerkstatt „Standardisierte und triangulative Forschungsdesigns“ die Möglichkeiten der Kombination von quantitativen und qualitativen Designs durch Triangulation aufgezeigt wurden.

Gearbeitet wurde in allen Forschungswerkstätten am konkreten Datenmaterial der Teilnehmenden (Fragebögen, Interviews, Gruppendiskussionen, Beobachtungsprotokolle, schriftliche Quellen u. Ä.).

Einen besonderen Akzent setzten die Zusatzangebote für Promotionsinteressierte und Promovierende von Prof. Dr. Rudolf Schmitt (Hochschule Zittau-Görlitz) und Judith Rieger (Katholische Hochschule Berlin). In der Fragerunde für Promotionsinteressierte und Promovierende nach FH-Abschluss konnten Interessierte Fragen zur Promotion stellen. In einer Postersession gab es Gelegenheit für Promovierende, ihr Konzept und den Stand ihrer Dissertation darzustellen und im kleinen Kreis derer, die sich für

die jeweilige Arbeit interessierten, zu besprechen. Beide Zusatzangebote erfreuten sich reger Nachfrage.

Insgesamt waren die Rückmeldungen nach dem Workshop äußerst positiv. Einige strukturelle Anregungen wurden für die Planung des nächsten Jahres aufgenommen. „Trotz der Heterogenität der Teilnehmer/-innen eine fruchtbare Zusammenarbeit mit hohem Output und Motivationsschub, auf jeden Fall ein Workshop zum Wiederkommen“, so der Tenor.

Wurde in dieser Tagung also der „Flow“ erreicht?

Zumindest für eine ist es ganz klar: „Ja, Forschen macht glücklich!“ (Prof. Dr. Silke Gahleitner in ihrem Begrüßungswort).

Weitere Informationen:

Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA):
<http://www.dgsainfo.de/index.html>

Fachgruppe Rekonstruktive Sozialarbeitsforschung:
<http://www.rekonstruktive-sozialarbeitsforschung.de/>

Literatur

- Bock, Karin / Miethke, Ingrid (Hg). Unter Mitarbeit von Bettina Ritter und Franziska Schäfer (2010): Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit. Opladen & Farmington Hills, MI: Budrich Verlag.
- Budrich, Barbara (2009): Erfolgreich Publizieren in den Sozial- und Erziehungswissenschaften. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Gahleitner, Silke / Gerull, Susanne / Petuya Iturarte, Begoña / Schambach-Hardtke, Lydia / Streblow, Claudia (2005): Einführung in das Methodenspektrum sozialwissenschaftlicher Forschung. Uckerland: Schibri Verlag.

„We don't need no Integration“



Teilnehmer/-innen der Tagung „We don't need no Integration“

Marie Preis und Cornelia Kiehne

Unter diesem Motto veranstaltete die studentische AG „In_Between“ im Juli 2011 eine Tagung zur kritischen Analyse der vorherrschenden Diskussion um Integration sowie Handlungsperspektiven. Ziel der Veranstaltung war, Mechanismen besser zu verstehen, in welche die Integrationsdebatte eingebettet ist, z. B. warum auf diese Art über Integration geredet wird und nicht anders und wie das mit unserer Gesellschaftsordnung und bestehenden Machtstrukturen zusammenhängt. Wunsch der Organisatorinnen und Organisatoren war es auch, dem Diskurs über Integration, wie er momentan geführt wird, etwas entgegenzusetzen.

Die Einladung dazu nahmen circa 80 Gäste aus Studium, Lehre, Praxis, Theorie und Politik oder aus Neugier an, um sich einen Tag lang in unterschiedlichen Formen intensiv mit der Thematik zu beschäftigen: In vier Workshops am Vormittag ging es erst einmal um die Auseinandersetzung mit der Debatte aus verschiedenen Blickwinkeln. Im Open Space wurden zwei Themenbereiche weiter vertieft, um den Tag anschließend mit interaktivem Forum-Theater zum Thema Rassismus an der Hochschule,

sowie mit viel Nachdenken, Lachen und Applaus ausklingen zu lassen.

Da der Integrationsdiskurs fast ausschließlich auf diskriminierenden und ausgrenzenden Aussagen basiert, gab es schnell Einigkeit darüber, dass dieser inakzeptabel ist. Im Folgenden wollen wir einige Kritikpunkte aufführen:

- Aufbauend auf Fremdzuschreibungen, welche als unüberbrückbare Differenzen oft über kulturelle oder religiöse Argumente konstruiert werden, ist ein antimuslimischer Rassismus entstanden, der strukturelle und persönliche Diskriminierung gegenüber als Muslimen wahrgenommenen Menschen begünstigt.
- Versuche, Klischees abzubauen, indem diese widerlegt werden, verfallen einer Logik, die auf Leistung und Verwertbarkeit gründet. Beispiele „gut gelungener“ Integration erzählen von „Menschen mit Migrationshintergrund“, die es trotz all der Schwierigkeiten geschafft haben, das Gymnasium zu besuchen, studieren zu gehen und die nun einen angesehenen Job haben. Diese Darstellung einer Selektion nach Nützlichkeit wurde stark kritisiert, da sie die bestehende Ordnung, in der nur

zählt, wer gebildet ist, arbeiten geht und Steuern zahlt, nicht durchbricht, sondern untermauert.

- Fragen wie „Ließe sich der Integrationsbegriff auf alle Menschen anwenden?“, „Was würde das bedeuten?“, „Sind wir ‚gut integriert‘?“ verwiesen auf einen sozialchauvinistischen Charakter, der den Integrationsdiskurs neben dem kultur-rassistischen Aspekt maßgebend prägt.
- Das führt uns zu unserem letzten wichtigen Punkt: Die gesellschaftliche Tabuisierung eben dieser Themen: (kultureller) Rassismus und Sozialchauvinismus.

Die Tagung schuf einen Raum, in dem es möglich war, Integration anders zu denken oder Integration gar nicht zu denken, sich von Vorstellungen wie Mehr- und Minderheitsbevölkerung zu verabschieden, Mehrfachzugehörigkeiten zu akzeptieren und eurozentristische Perspektiven hinter sich zu lassen. Außerdem wurde die Möglichkeit genutzt, ein anderes Handeln zu diskutieren. Ein Handeln, das Menschen z. B. den Zugang zu Institutionen wie der ASH erleichtert, und wie dadurch auch Theorie-Praxis-Barrieren überbrückt werden können.

„Dichten ist ein Übermut“

Volker Kaminski

Ein Auszug aus dem Vortrag des Berliner Autors Volker Kaminski anlässlich des Erscheinens der Hochschulanthologie „und dann ging die Geschichte erst richtig los – ein Lesebuch“ am 4. Juni 2011 in der LiteraturWERKstatt Berlin. Die Anthologie versammelt 30 Texte, die im an der ASH Berlin angebotenen Masterstudiengang „Biografisches und Kreatives Schreiben“ entstanden sind.



Der Schriftsteller Volker Kaminski während seines Vortrags zur Anthologie

„Ich habe mich immer gefragt, ob sich Prosaschreiben lernen lässt, so wie man ein Handwerk oder eine Sprache lernt. Ob es möglich ist, die Befähigung, Geschichten zu schreiben, auf pädagogische Weise in Schreibkursen, Workshops, in kleinen oder größeren Seminaren zu erlangen. Dies war zwar nicht meine erste Frage an das Schreiben, aber bestimmt meine zweite. Denn ich war mit meinen literarischen Versuchen anfangs quälend allein.

Später machte ich die erstaunliche Entdeckung, dass sich Geschichtschreiben

tatsächlich trainieren und objektiv verbessern lässt. Mir wurde klar, wie nötig der unbestechliche Blick des Lektors ist, dem Mängel im Text sofort auffallen, der Unschönheiten aller Art kompromisslos aufspürt und schlechte Angewohnheiten beim Schreiben tilgt.

Was für ein komplizierter Prozess ist Geschichtschreiben! Es bedeutet nicht nur das Niederschreiben logisch und semantisch korrekter Sätze, das Beherrschen der Rechtschreibung, den vertrauten Umgang mit Grammatik, Verfügen über Wortschatz und Stil. Ohne Rhythmusgefühl, ohne Gespür für den richtigen Ton bleibt alles leblos. Und was ich beim Schreiben einer Geschichte zuallererst wissen muss, ist, wie eine Geschichte aufgebaut ist, wie ein Anfangssatz klingt und wie ich von dort aus weiterkomme und – last, but not least –, wie ich enden soll ...

Ich hätte damals als junger Germanistikstudent mit dem Schreiben wahrscheinlich aufgehört, wenn mir klar gewesen wäre, wie heikel das Herstellen von Literatur ist.

Dass „Creative Writing“ damals schon, in den Achtziger Jahren, fester Bestandteil an den Universitäten der angelsächsischen Länder war, wo Seminare abgehalten werden, in denen das Schreiben geschult wird und praktische Schreibverfahren gesammelt werden können, wurde mir erst viel später bekannt.

Nun spreche ich über einen Sammelband mit Geschichten, der die Abschlussarbeiten von Studierenden enthält, die im Rahmen eines Weiterbildungs-Studiengangs an der ASH „Kreatives und Biografisches Schreiben“ lernen.

Schreiben lernen auf diesem Wege scheint mir ehrlich gesagt ziemlich schwierig. Wie soll man in einem Weiterbildungsstudium, in dem das Prosaschreiben nur ein kleiner Teil unter an-

deren Modulen darstellt, die genannten Schwierigkeiten meistern, die jedem im Weg liegen, der damit beginnt?

Nach meiner Erfahrung leben Erzählungen vor allem von ihrer Fähigkeit, mich als Leser zu überraschen. Dies kann nicht jede Geschichte gleichermaßen leisten. Da das Schreiben wie gesagt eine komplizierte und geradezu waghalsige Angelegenheit ist, geht mancher Autor lieber den sicheren Weg. Geschichten dürfen durchaus geradlinig, schlicht und schnörkellos erzählt – gewissermaßen ebenerdig sein. Alltagsgeschichten, die von persönlichen Konflikten handeln, vom Glück oder von den Sorgen in der Beziehung, von Krankheit und Alter, von kleinen und größeren Ängsten.

Tatsächlich stieß ich auf Geschichten, die vom Schuhkauf handeln, von Erlebnissen mit Kollegen, brenzligen Geschäftskonferenzen, vom Zugfahren und Reisen, vom zu versorgenden Kind daheim, vom allbekannten Beziehungskrieg auf der Autofahrt, vom Frühstück eines Rentnerpaares – Geschichten, die eine gewisse Stille verströmen, die in ruhigem Fahrwasser bleiben, weil sie sich als Beschreibung von Alltagsrealität verstehen.

Dass ich natürlich als Leser darüber hinaus gern entführt, in fremde Zonen gelockt, in Extremsituationen versetzt oder an aberwitzige Orte verzaubert werden möchte, die es nur in der Literatur gibt, ist zwar ein verständlicher Wunsch, doch im Rahmen dieser Hochschul-Anthologie war dies eher nicht zu erwarten. Dass ich solche Geschichten aber auch fand, Texte, die den Mut zum Überschwang, zur Phantastik haben, in denen die Sprache selbst sich hervortut und zu malen beginnt, war für mich eine Überraschung.

„Dichten ist ein Übermut“ – dieses Goethewort aus dem „West-östlichen Divan“ fällt mir ein. Es ist natürlich ein extrem hoher Anspruch ans Schreiben, aber hier durchaus an seinem Platz.

In einem Text weiß ich zunächst nicht, wo ich mich befinde. Die Ich-Erzählerin spricht von einer seltsamen Wanderung durch das Gewirr von Haaren, beschreibt seltsame „Familienköpfe“, die sie bewohnt, erwähnt „Wüstenköpfe“, auf denen kein einziges Haar wächst. Kein Zweifel, ich bin auf dem Kopf eines Menschen! Ich folge einer verstoßenen Kopflaus auf ihrer weit verzweigten Odyssee.

In einer anderen Geschichte geht es heiß zu, es ist ein Sommertag auf einer Wiese, es riecht nach Salbei, und die Heldin – ihr Verhalten lässt keinen Zweifel – muss verrückt sein. Doch was in der Einbildung dieser vermutlich nervenkranken Frau geschieht, wird mir in sinnlich farbenprächtigen Bildern geschildert. Die Frau wird mit einem Salbeiblütenkranz gekrönt, bevor sie mit einer anderen rätselhaften Frau unversehens zu einem Hexenflug in die Luft abhebt!

Wiederum eine andere Geschichte beschreibt das atemlose Radrennen zweier Kinder, die neben der Berliner Mauer wohnen. Ihre Fahrt wird genau beschrieben, man glaubt die Szenerie von Mauer, Grenze und umliegenden Äckern vor sich zu sehen. Die Fahrt wird durch den Todesstreifen immer wieder unterbrochen, bis die Kinder schließlich beim Haus der

Oma ankommen und die Geschichte mit dem Satz: „Das Tor steht offen“ endet.

Schließlich möchte ich einen Text erwähnen, der mir auffiel, weil er in einer Fertilitätsklinik spielt. Der Held, der hier die Ergebnisse seine Fruchtbarkeit portionsweise abliefern und sich damit ein Taschengeld verdient, erfährt nun, dass er gar nicht zeugungsfähig ist. Was für ein Desaster! Hat er doch gerade erst – er ist immerhin schon 51 – einen heftigen Kinderwunsch entwickelt.

Was beim Blick ins Kapitelverzeichnis der Anthologie sofort auffällt, ist, dass von den dreißig Texten nur zwei von männlichen Autoren stammen. Eine erdrückende Mehrheit des weiblichen Geschlechts! Erzählen Frauen lieber als Männer?

Schließlich will ich von einer Schwierigkeit sprechen, die dem Schreiben von anderer Seite droht, und die in Griff zu bekommen, fast die meiste Geduld erfordert. Was kann denn überhaupt noch Neues vom Leben erzählt werden, da doch bereits alles erforscht, hundert Mal gesagt, hin und her gedreht und millionenfach wiedergekaut worden ist?

Dazu wollte ich Ihnen von einem sehr bekannten Autor etwas zitieren, von dem

Sie es vielleicht nicht erwartet hätten: Stephen King. In seinem für jeden ehrgeizigen angehenden Autor empfehlenswerten Buch „Das Leben und das Schreiben“ („On Writing“) behauptet King, der Gegenstand des Erzählens sei ein „Fossil“, dessen Ausgrabung Sache des Autors ist. „Geschichten sind Fundstücke, Fossilien im Boden [...] Überbleibsel, Teile einer noch unentdeckten, seit jeher bestehenden Welt.“ Es komme darauf an, mit feinem Werkzeug zu arbeiten, damit nichts während der Bergung verletzt wird. Die Geschichte ist immer schon da, und es geht nur darum, sie möglichst vollständig auszugraben – nicht mit dem groben Spaten, sondern mit dem feinen Bohrer, mit „Druckluft, Handmeißel, vielleicht sogar einer Zahnbürste.“

Dies ist sicher ein gewagtes Bild für das Prosaschreiben, wenn man bedenkt, wie schwierig sich der Schreibprozess andererseits gestaltet. Aber verlassen Sie sich darauf – wenn Sie nur lange genug graben, werden Sie irgendwo einen Schatz finden, auch wenn es manchmal nur trockene Knochen sind. Aber mit rätselhaften Knochen in der Erde haben schon manche spannende Geschichten begonnen!“

Wie gut funktioniert das Entlassungsmanagement im Krankenhaus?

Erfahrungen aus einer Lehrstudie des Projektmoduls „Care und Case Management im Krankenhaus“

Magdalena Sitarczuk, Christin Lieberwirth

Die Studierenden des Projektmoduls im Studiengang „Gesundheits- und Pflegemanagement“ sind zum größten Teil mehrjährig ausgebildete examinierte Pflegefachkräfte sowie einige ausgebildete Heilerziehungspfleger/-innen. Aus dieser praktischen Erfahrung heraus wissen wir, wo die Schwierigkeiten bei der Organisation der Patientenentlassung liegen könnten. In der Zusammen-

arbeit mit einem Berliner Krankenhaus wollten wir herausfinden, ob das Care und Case Management bekannt ist und eingesetzt wird. Wir konzentrierten uns auf die Kenntnisse und Erfahrungen der Mitarbeitenden, einer Projektgruppe des Masterstudiengangs, untersuchten parallel dazu die Dokumentationslage und führten Patientenbefragungen durch.

Eine Vorstellung von unserem Untersuchungsfeld Krankenhaus hatte jede/r von

uns, auch davon, wie eine gute Entlassung geplant abläuft. Denn dazu gibt es Standards. Doch wir wissen auch, dass es in der Praxis Vorbehalte gegenüber Standards gibt, und die Vorteile eines einheitlichen Vorgehens fallen dem individuellen Arbeiten häufig zum Opfer. Zudem muss von der Klinikleitung in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitenden ein Standard auf die Bedürfnisse der versorgten Patienten und Patientinnen und die existierenden Strukturen und

Abläufe abgestimmt werden. Zu diesen Themen haben wir mit dem Personal gesprochen.

Mit dem im Seminar entwickelten Interviewleitfaden und einem Aufnahmegerät (PC und Handy) haben wir mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus der Pflege, Medizin, Sozialarbeit und Physiotherapie Interviews geführt. Wir haben sie gefragt, nach welchen Prinzipien und Regeln sie arbeiten, wie verbindlich sie diese ansehen, ob sie sich ausreichend geschult fühlen, ob die Zusammenarbeit klappt und ob sie vom Care und Case Management wissen.

Wie im Seminar geübt, haben wir unsere Fragen gestellt und Aufzeichnungen gemacht. Sowohl die Krankenhaus- als auch die Interviewsituation ist bekannt, und trotzdem ist es ein eigenartiges Gefühl. Wir sind zum ersten Mal nicht diejenigen, die von ihren Problemen auf der Station berichten. Wir stellen die Fragen und lassen uns erzählen. Wir sitzen dem Fachpersonal gegenüber, das wir für ein Interview zu uns gebeten haben. Wir tragen Zivilkleidung und denken, dass wir irgendwie auf der anderen Seite sitzen. Das wollten wir ja auch, als wir das Studium begonnen haben. Schließlich gab es genug Schwierigkeiten in den Einrichtungen, in denen wir gearbeitet haben, die man als „normale“ Angestellte nicht so einfach lösen kann. In das Management zu wechseln, verstehen wir als Chance, etwas ändern zu können. Wir stellen Frage für Frage. Wir haben uns viele Gedanken gemacht zu den Fragen und scheitern manchmal daran, sie so zu erklären, dass die Befragten auch verstehen, was wir gerne wissen würden. Bei jeder Antwort überlegt man sich, wie war das bei mir, was macht mein Krankenhaus, hatten wir einen standardisierten Ablauf?

Außergewöhnlich ist auch die Situation, als Pflegestudent/-in Ärzte zu befragen. Sie geben im Alltag Anweisungen, fügen sie sich nun unseren? Der Test erfolgte in Person eines Arztes, der zu früh dran ist und in ein laufendes Gespräch mit einer Krankenschwester kommt. Was tun?



Die Studentin kriegt nicht die Kurve und macht einfach mit dem Interview weiter. Lehrforschung! Wie lässt sich eine solche Situation höflich, aber klar regeln? Wie offen sind die letzten Interviewfragen, wenn es einen Zuhörer gibt? Dürfen die Antworten in die Auswertung miteingehen?

Und sowieso: Was folgt aus alledem? Uns fällt es leicht, wir müssen nur darüber nachdenken und dem Personal unsere Ergebnisse und praktischen Vorschläge vorstellen. Wenn wir von Studierenden erklärt bekommen hätten, was gut und was schlecht läuft, wären wir begeistert gewesen? Oder hätten wir gedacht, was wissen die schon, kommen hierher, machen gute Vorschläge und gehen dann wieder. Wahrscheinlich denken unsere Interviewpartner/-innen so ähnlich. Wie müssen wir vorgehen, damit sich unsere Interviewpartner/-innen nicht verbessert, sondern unterstützt fühlen? Ein schmaler Grat.

Es ist bei dieser Untersuchung von Vorteil, die Krankenhausabläufe zu kennen: Die Fragen sind detailliert und zielgerichtet, und vielleicht fühlen sich auch die Befragten ein wenig verstandener, weil wir „vom Fach“ sind. Es gibt ein gewisses Verständnis und Mitgefühl gegenüber den Pflegenden. Als Interviewer/-in können wir aber nicht in einer Form auf die angesprochenen Probleme eingehen, wie es zum Beispiel in einem persönlicherem Gespräch möglich wäre. So berichtete eine Studentin, dass sie gerade deswegen voreingenommen war, weil sie gewisse Vorstellungen zu den Antworten hatte und aufpassen musste, dass sich das nicht im Interview auswirkt. Die Theorie des Expertenstandards Entlassungsmanagement und die Praxis auf der Station sind nicht gleich. Das wissen wir. Und auch Vorbehalte gegenüber den Expertenstandards gibt es bei uns. Als Interviewer/-in und „Mensch der Praxis“ sind beide Seiten bekannt. Darin liegt ein Vorteil, der aber nutzbar gemacht werden muss. Diese Gedanken haben sich während der letzten Semester entwickelt.

Kritische Diskursanalyse und AIDS in Südafrika – zur Konstruktion und Dekonstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit im Zeichen der HIV-Prävention

Rainer Jaroschek

Südafrika hat nach Angaben internationaler Hilfsorganisationen seit Anfang der 1990er-Jahre eine der höchsten HIV-Infektionsraten im globalen Maßstab zu verzeichnen, wobei entlang der auch in der Post-Apartheid anhaltend konstruierten racial groups (Afrikaner, Asiaten, Weiße) die African communities mit 19,9 % die höchste HIV-Prävalenz innerhalb Südafrikas aufweisen, während sie – verglichen mit den anderen ethnischen Gruppen – durchschnittlich unter 2 % mit dem geringsten Anteil von 0,6 % in der weißen Bevölkerung liegt.

Das im WS 2011/12 an der ASH im BA-Studiengang Soziale Arbeit begonnene Studienprojekt hat sich zum Ziel gesetzt, der in Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft heftig und kontrovers diskutierten Frage nachzugehen: Warum wird Südafrika trotz aufwendiger finanzieller Hilfeleistungen der International Community und der in der Geschichte der Epidemien bisher beispiellosen staatlichen Präventionsstrategien dennoch auch in Zukunft den gesellschaftlich katastrophalen Verwüstungen des HI-Virus ausgesetzt bleiben?

Dabei ist es – so unsere Ausgangshypothese – notwendig, um die Entstehungsursachen und Verbreitungsformen von HIV/AIDS in Südafrika adäquat erfassen zu können, sowohl auf die Epoche des Kolonialismus wie die der Apartheid zurückzugehen, da diese ihre heutige epistemische Wirkungsträchtigkeit in der gegenwärtigen politischen Ökonomie vor allem mit dem ideellen Export des Konzepts der Moderne durch die britischen Kolonialherren Mitte des 19. Jahrhunderts zu entfalten begannen. Unter dem Blickwinkel, dass „the AIDS epidemic reflects the history of this region“ (Barnett/Whiteside 2005: 152) wird HIV/AIDS von uns mit seinen spezifischen historischen, sozialen, ökonomischen und politischen Faktoren in Südafrika

als eine „pandemic waiting to happen“ (Marks 2002: 17) angesehen, deren sozio-ökonomische Grundlagen – wie Wanderarbeit, Urbanisierung, Armut, Zwangsumsiedlungen und Bürgerkrieg insbesondere am Ende der Apartheid – „a variety of settings in order [...] [to] [...] high risk situations“ (ebd.) für massenhafte Infektionsübertragungen schufen.

Während sich aus dieser Erkenntnis einerseits die Möglichkeit einer soziologischen Analyse ergibt, „that takes into account political economy“ (Farmer

geblich von einem „Umschwenken von der historisch-politischen auf die diskursive Ebene“ (Bachmann-Medick 2007: 187) gekennzeichnet: „ausgehend von der Einsicht, das koloniale Macht nicht nur ökonomisch, sondern auch diskursiv über das (westliche) Wissenssystem ausgeübt wurde und noch immer wird“ (ebd.).

Dabei kommt als ein zugrunde liegendes Strukturmuster insbesondere der These einer „afrikanischen Promiskuität“, die als Teil des offiziellen Diskurses über



Ein Graffiti in Südafrika 2010

2004: 309), indem sie – eingebettet in eine Anthropologie der strukturellen Gewalt – die Verbreitung von HIV/AIDS unter den Rahmenbedingungen globaler wie lokaler Machtverhältnisse und der Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen in Südafrika (und anderswo) reflektiert, wollen wir andererseits die sich hieraus ebenso logisch ergebende Perspektive postkolonialer Theorie(n) auf der Grundlage der Methoden und Fragestellungen kritischer Diskursanalyse zu unserem Forschungsansatz erheben. Dessen Entstehungskontext ist maß-

HIV/AIDS sowohl Eingang in die internationale Forschung wie auch Prävention gefunden hat, eine zentrale Funktion bei der Errichtung einer kollektiv verbindlichen Wissensordnung euroamerikanischer Prägung zu. Unter Rückgriff auf Bedeutungszuschreibungen, die in den „exotischen“ Ritualen und Praktiken „des sexuell zügellosen Afrikaners“ als Ursachen für eine sogenannte black disease ihre Sinnordnungen erfahren, lebt das jahrhundertealte europäische Bild eines „primitiven“ und „irrationalen“ Afrikas wieder auf, dessen Ste-

reotypisierungen im Kontext von HIV/AIDS erneuten Eingang in die entwicklungspolitischen Diskussionen um HIV-Präventionskonzepte fanden.

Angesichts der von Europa und den USA ausgehenden kollektiven Wissensordnungen zur Kategorisierung von HIV/AIDS in Afrika „the native [...] left alone [...] defenseless against external forces, against disease and wild animals“ (Mbembe 2001: 33 f.), zu deren Überwindung es folglich einem der europäischen Aufklärung folgenden „zivilisatorischen Sendungsbewusstseins“ bedürfe, wundert es nicht, dass jenes in westlicher Politik, Wissenschaft und Biomedizin tief verankerte Überlegenheitsgefühl des „weißen Mannes“ oppositionelle Diskursstrategien afrikanischer Intellektueller evoziert, die „open the minds of those who seem to be in slavery chains of the western world“ (Mwitumwa 2007: 13). So bildete sich bereits zur Zeit des Kolonialismus in Afrika ein „deep distrust of colonial science, medicine and development“ (Robins 2004: 661) heraus, der sich bis heute tief in das kollektive Bewusstsein der Menschen auf dem gesamten Kontinent eingegraben hat und auch im Kontext der gegenwärtigen Auseinandersetzung mit AIDS das

Alltagsleben – mit seinen verschiedenen Widerständen und Mächten, denen die Menschen dabei im Umgang mit dem HI-Virus in den Städten, Townships oder ehemaligen Homelands Südafrikas begegnen – maßgeblich bestimmt.

Ausgehend von einer Materialaufbereitung und Dateninterpretation, die sich in ihrer Ausrichtung an der Diskurstheorie Michel Foucaults orientiert, wollen wir anhand südafrikanischer Tageszeitungen, Zeitschriften und Magazine ab dem Aufkommen von AIDS in Südafrika (1982) untersuchen, wie dieses Thema (mit seinen zahlreichen Unterthemen) auf der hegemonialen Diskursebene der Printmedien Gleichförmigkeit wie oppositionelle Wissensbestände produziert. Konkret soll es hierbei um das Aufspüren von Theorien, Symbolen, Bildern, Vorurteilen, Projektionen und Stereotypen gehen, die – zusammengefasst im Interpretationsrepertoire der divergierenden Diskursstränge zu HIV/AIDS und verankert über die Macht der Medien in Südafrika – Einfluss auf das kollektive Bewusstsein der schwarzen Bevölkerung im Umgang mit dem HI-Virus nehmen (können).

Dabei soll das letztliche Ziel unseres Studienprojekts sein, die in den medialen, politischen und wissenschaftlichen Diskursen aufgedeckten Konstruktionen über HIV/AIDS in Südafrika im Rahmen unserer kritischen Diskursanalyse dahingehend auszuwerten, dass sich die zukünftige Wissenschaft und Politik „angemessener auf die Wirklichkeit beziehen kann, diese verbessert oder auch besser beherrschen lernt“ (Jäger 2004: 215). Eine Anforderung, die an die Akteure der AIDS-Bekämpfung aus Wissenschaft, Politik, Pharmaindustrie und NGOs gerichtet ist und (eingebettet in die gesellschaftlichen Machtverhältnisse unter den gegenwärtigen Vorzeichen des Postkolonialismus und der Globalisierung) letztlich nicht in der Sphäre des Politischen allein, sondern vielmehr in den Kämpfen dominanter wie marginalisierter Gruppen um kulturelle Hegemonie in nationalen wie internationalen Kontexten entschieden wird.

Das Studienprojekt wird in Kooperation mit Prof. Dr. Ruth Großmaß durchgeführt.

Literatur

- Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns : Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2007 (2. Auflage).
- Barnett, Tony/Whiteside, Alan: *AIDS in the Twenty-First Century : Disease and Globalization*. New York: Palgrave Macmillan, 2005.
- Farmer, Paul: *An Anthropology of Structural Violence*. In: *Current Anthropology*, 45 (3), June, 2004, 305-325.
- Jäger, Siegfried: *Kritische Diskursanalyse : Eine Einführung*. Münster: Unrast, 2004.
- Marks, Shula: *An Epidemic waiting to happen? : The Spread of HIV/AIDS in South Africa in Social and Historical Perspective*. In: *African Studies*, 61 (1), 2002, 13-26.
- Mbembe, Achille: *On the Postcolony*. Berkeley: University of California Press, 2001.
- McCulloch, Jock: *Colonial Psychiatry and “the African Mind”*. Cambridge: Cambridge University Press, 1995.
- Mwitumwa, Nawa: *The Last Supper : Black man’s last kicks. – The hidden face of AIDS in Africa*. Lusaka: Mwitumwa, Nawa Publishing, 2007.
- Robins, Steven: *Long Live Zackie, Long Live’: AIDS Activism, Science and Citizenship after Apartheid*. In: *Journal of Southern African Studies*, Volume 30, No. 3, Sept. 2004, 651-672.

Supervision und Coaching – (m)eine berufliche Zukunft!?

Neuer ASH-Zertifikatskurs „Supervision und Coaching in der Sozialen Arbeit, Bildung und Gesundheit“ – ein Schlüssel zum Erfolg

Monika Klinkhammer, Brigitte Geißler-Piltz

Längst reicht es nicht mehr aus, über einen Bachelor- oder Masterabschluss zu verfügen, um den eigenen Lebensunterhalt durch eine attraktive berufliche Tätigkeit zu sichern: Lebenslanges Lernen und Mobilität kennzeichnen heute die beruflichen Perspektiven. Es stellt sich weniger die Frage, ob weitere Qualifikationen einen Sinn machen, sondern vielmehr: welche sind zukunftssträchtig?

Das Weiterbildungszentrum der ASH ist für soziale Professionen eine Topadresse und die richtige Stelle, auch für ehemalige Studierende: Es steht für Qualität, Aktualität und für hochwertige und von Berufsverbänden zertifizierte Weiterbildungen, die für den Stellenmarkt adäquat und praxisnah qualifizieren.

Im April 2012 startet an der Alice Salomon Hochschule Berlin erstmalig ein 3-jähriger berufsbegleitender Zertifikatskurs „Supervision und Coaching in der Sozialen Arbeit, Bildung und Gesundheit“. Er wird geleitet durch Frau Prof. Dr. Brigitte Geißler-Piltz, Hochschullehrerin an ASH Berlin sowie Supervisorin (DGSv, DVG), und Frau Dr. Monika Klinkhammer, Supervisorin (DGSv, DVG) und Coach in freier Praxis. Der Zertifikatskurs entspricht den Qualifikationsanforderungen der Deutschen Gesellschaft für Supervision für eine Akkreditierung als Supervisor/-in (DGSv). Das Zertifizierungsverfahren ist eingeleitet. Warum sollten Sie gerade an dieser Fortbildung teilnehmen? Und dann über drei Jahre?

Coaching und Supervision haben viele Ähnlichkeiten und unterscheiden sich

Sie sind beide prozessorientierte und dialogische Beratungsformate. Sie zielen auf die Unterstützung und Beglei-

tung der beruflichen (Selbst-)Reflexion von Menschen. Die Beratungsprozesse basieren auf einem Kontrakt, der die individuellen Bedürfnisse, die besondere Situation und den beruflichen Kontext des/der Ratsuchenden erfasst. Auf dieser Grundlage kann ein supervisorisches Konzept zur Klärung, Förderung und Erweiterung von professioneller Handlungskompetenz sowie der Selbststeuerung, dem Erhalt und der Steigerung der Leistungsfähigkeit des/der Ratsuchenden entwickelt werden.

Supervision und Coaching unterstützen somit die Fähigkeit, im beruflichen Kontext in Widersprüchen zu denken und zu handeln sowie Gegensätze und Rollenwidersprüche zu balancieren. Diese Beratungsformate sind nachhaltige Instrumente der Personalentwicklung und dienen gleichzeitig der Entwicklung von Organisationen und Unternehmen. Sie können sowohl von Einzelnen, Teams und Gruppen und im Kontext von Organisationen und Organisationsentwicklung in Anspruch genommen werden.

Unterschiede zwischen Coaching und Supervision lassen sich vor allem an der Entstehungsgeschichte und der Marktpräsenz beider Beratungsformen festmachen. Historisch betrachtet stammen die Beratungsformate aus sehr unterschiedlichen Traditionen. Die eng mit der Sozialen Arbeit verknüpfte Supervision betonte traditionell die Reflexion des professionellen Handelns und die Entwicklung der Persönlichkeit in Arbeitskontexten.

Das Coaching kam hingegen über den Leistungssport in die Führungsetagen der Wirtschaft und war verbunden mit einer auf Leistungssteigerung und Lösungen ausgerichteten Haltung. Während das Coaching also ursprünglich eher von Führungskräften der Wirtschaft in Anspruch genommen wurde, richtete

sich die Supervision tendenziell eher an psychosoziale Berufsgruppen und „Non-Profit“-Organisationen.

Heute kann die Trennung durch die Differenzierung der Beratungsangebote nicht mehr aufrechterhalten werden. Viele Supervisorinnen und Supervisoren sind auch als Coaches auf allen Ebenen der Organisationen tätig, denn die Praxis zeigt, dass die Beratungsformate in unterschiedlichen Zielgruppen auf unterschiedliche Akzeptanz treffen. Für die Weiterbildung zum/zur Supervisor/-in und Coach bedeutet das, zu lernen, sich in den gegebenen Beratungskontexten auf unterschiedlichen Ebenen mit unterschiedlichen Methoden adäquat bewegen können.

Der aktuelle Beratungsmarkt – Supervision und Coaching als zukunftssträchtige Qualifizierungen

Der Bedarf an Supervision und Coaching steigt gerade in den expandierenden und durch viele Veränderungen gekennzeichneten Bereichen der Gesundheit, Bildung, Erziehung und der Sozialen Arbeit. Führungskräfte, Mitarbeitende, Teams, Gruppen und Organisationseinheiten benötigen einen geschützten Raum zur (Selbst-) Reflexion und qualifizierten Beratung. Dieser Bedarf ist auf gesellschaftliche Veränderungen zurückzuführen, die sich auch in der Arbeitswelt der „Non-Profit“-Organisationen widerspiegeln und einhergehen mit wachsenden Anforderungen an die individuelle Leistungsfähigkeit. Insbesondere verbunden mit Umstrukturierungen der Arbeitsabläufe kann dies zu Überforderungs- und Burnout-Symptomen bei den Mitarbeitenden und Führungskräften führen. Diesen Herausforderungen stellen sich Supervisorinnen und Supervisoren sowie Coaches mit unterschiedlichen Zielgruppen, in verschiedenen Settings und Tätigkeitsfeldern. Sie

sind als nebenberuflich Tätige oder als organisationsinterne Ansprechpartner/-innen im Einsatz oder arbeiten selbstständig in eigener Praxis.

Besonderheiten des Zertifikatskurses

Das Selbstverständnis dieses Zertifikatskurses in Supervision und Coaching basiert auf dem Menschenbild der humanistischen Psychologie. Integriert werden die Erkenntnisse der Systemtheorie und das Methodenspektrum des systemischen Beratungsansatzes. Eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit neueren beratungswissenschaftlichen Arbeiten, Theorien über Lernen von Erwachsenen, Grundlagen der Arbeits- und Organisationswissenschaften, Erkennt-

nissen gruppenspezifischer Prozesse und der Funktion von beruflichen Rollen begleitet die Lernprozesse. Grundlagen des Marketings und Qualitätsmanagements sowie der Evaluation runden das Angebot ab und gehören zum Basiswissen von Coaches und Supervisorinnen und Supervisoren.

Ein zentraler Aspekt, der sich auch in der Didaktik der Weiterbildung wiederfindet, ist die Entwicklung der personalen Kompetenzen der/s Beratenden – das zentrale Instrument in der Gestaltung von Beratungsprozessen. Die Teilnehmer/-innen werden im Lauf der Weiterbildung durchgängig befähigt, eigene Strategien, Strukturen, Prozesse und darauf aufbauend eine eigene Identität

als Supervisor/-in oder als Coach zu entwickeln. Dazu gehören ein eigenes Supervisions- und Coachingkonzept sowie adäquate Strategien für den individuellen Auftritt auf dem Markt. Begleitet werden sie von beratungspraktisch wie didaktisch hoch qualifizierten Dozentinnen (DGSv), werden systematisch auf die neue Beratungsrolle vorbereitet und dabei in der Lehrsupervision durch qualifizierte Lehrsupervisorinnen und -supervisoren (DGSv) unterstützt, eigene Supervisions- und Coachingprozesse durchzuführen.

Weitere Informationen:

<http://www.ashberlin.eu/weiterbildung/zertifikatskurse/?&zertkurs=2012&zid=87>

SOZIALE ARBEIT

10/11.2011

ARMUT

DZI

! Im E-ABO für Studierende: fünfundzwanzig Euro

Bestellung direkt beim Deutschen Zentralinstitut für soziale Fragen
Bernadottestr. 94
14195 Berlin

E-Mail: sozialinfo@dzi.de

Grafikbüro 11/2011

Anzeige

Trinationale Begegnung zum Thema „Kinder- und Jugendschutz“

*Bernd Kolleck, Lene Kuhlhoff,
Andrea Hunger, Katja Schurig,
Gerrit Hemmesmann, Anika Weichert,
Svenja Tönder-Haugland,
Relika Ramanathan, Mathias Pietras,
Dominique-Katharina Inzunza Erices,
Khatuna Mstoiani, Jürgen Nowak*

Vom 08. bis 16. 04. 2011 fand ein trinationales Treffen zum Thema „Kinder- und Jugendschutz“ in Berlin statt, das vom Deutsch-Französischen Jugendwerk unterstützt wurde. Dies war die Fortset-

und hat eine offene, lebendige Seminaratmosphäre geschaffen. Dies konnte in Berlin genutzt und intensiviert werden. Dazu haben das Zusammenleben auf relativ engem Raum (in einer Wohn- und Tagungsstätte am schönen Ufer der Spree), die gemeinsame Gestaltung der alltäglichen Dinge, die vielen Aktivitäten und Besuche, das Sprachanimationsprogramm und natürlich das Thema Kinderschutz beigetragen. Es ist während beider Treffen eine Gemeinschaft entstanden, für die die einzelnen Teilnehmerinnen und

die erste Sprachanimation durchzuführen. In dieser ersten Stunde erkundeten die einzelnen Gruppen ihr neues Zuhause für diese Woche. Hauptsächlich ging es aber um die Beschriftung alltäglicher Gegenstände in unserer Umgebung in allen drei Sprachen.

Um 10:30 Uhr trafen wir wieder zusammen, um einen Vortrag von unserem Dozenten zum Thema „Soziale Arbeit und die ökonomische Herausforderung“ zu hören. Er versinnbildlichte seinen Vortrag mit einem Beispiel aus der Praxis, welches unseren Gästen half, die Situation der Sozialen Arbeit, speziell in Berlin, besser zu verstehen. Die französische Gruppe konnte dabei viele Ähnlichkeiten zu der aktuellen Situation in Frankreich feststellen.

Tag 4 / Mo, 11.4.

... Um 17 Uhr begann der Empfang bei der Bezirksbürgermeisterin von Marzahn-Hellersdorf, Frau Dagmar Pohle. Eingeladen waren auch die Bundestagsabgeordnete Frau Petra Pau von den LINKEN und die Rektorin der ASH Berlin, Frau Theda Borde. Nach ein paar einleitenden Worten der jeweiligen Damen, berichtete Frau Pohle über die soziale Lage des Bezirks und die damit verknüpften Herausforderungen.

Später zeigten wir unseren Gästen die Hochschule und Frau Borde unterzeichnete mit den französischen ITSRA-Angehörigen einen Kooperationsvertrag, der in Zukunft die Zusammenarbeit zwischen den Hochschulen sichern soll und Auslandsaufenthalte für Studierende vereinbart.

Für den Abend planten wir ein Grillfest. Die in der Unterkunft verbliebene Versorgungsgruppe schuf eine herrlich lauschige Atmosphäre am Ufer der Spree. Mit viel Musik, sehr musikalischen Jugendlichen mit russischem Background vom nahegelegenen Jugendklub und einer



Studierende aus drei Ländern treffen sich in Berlin

zung einer Begegnung, die mit nahezu denselben Personen im Oktober 2010 in Clermont-Ferrand durchgeführt wurde. Ein weiteres (drittes) Treffen soll sich anschließen und zwar kommenden September in Rostow am Don. Beteiligt sind die Alice Salomon Hochschule, das Institut für Soziale Arbeit der Region Auvergne (ITSRA) und die Südföderale Universität in Rostow am Don mit jeweils 10 Studierenden und zwei Dozenten.

Das erste Treffen in Frankreich hat dazu geführt, dass man sich persönlich und die anderen Kulturen kennenlernen konnte,

Teilnehmer bereit waren, sich persönlich und fachlich außerordentlich stark zu engagieren. Jeder behält einen „Koffer in Berlin“. Hier einige Auszüge aus unserem „Tagebuch“:

Tag 2 / Sa., 9. 4. 2011

Der erste „richtige“ Tag des „Trinationals“ in Berlin begann mit einem leckeren Frühstück nach deutscher Art: Brötchen, Marmelade, verschiedene Aufstriche und Rührei. Nach diesem für unsere Gäste ungewöhnlich üppigen Frühstück fanden wir uns in drei Gruppen zusammen, um

Feuershow verbrachten wir ein wunderbares, unterhaltsames Fest.

Tag 5 / Di., 12. 4. 2011

Beim Jugendnotdienst angekommen, wurden wir herzlich von unserer Referentin empfangen und in den Vortragsraum geführt. Bei dem folgenden Vortrag wurde uns zuerst der Verein mit seinen Strukturen und Angeboten erläutert, daraufhin die Arbeitsweise im Haus sowie der Ablauf von Inobhutnahmen bei Kindeswohlgefährdung. Des Weiteren stellte die Mitarbeiterin das Projekt Papatya vor. Dieses Projekt bietet eine Unterkunftsmöglichkeit bzw. ein Versteck für junge Migrantinnen, die vor ihren Männern und Familien fliehen. Die Adresse von Papatya, so erzählte man uns, würde absichtlich geheim gehalten, um die betroffenen Frauen zu schützen. Unsere Gäste zeigten wieder großes In-

teresse am Thema Inobhutnahmen und zogen Vergleiche zu ihren Ländern, wohingegen die Arbeitsweise von Papatya den meisten unbekannt war und dadurch umso beeindruckender wirkte.

Nachmittags freuten wir uns alle auf die Stadtteiltour. Wir teilten uns in fünf gleich große Gruppen mit je zwei Deutschen, zwei Franzosen und zwei Russen. Die einzelnen Gruppen machten sich auf, um folgende Bezirke zu erkunden: Charlottenburg, Friedrichshain/Kreuzberg/Neukölln, Mitte/Wedding, Prenzlauer Berg und Lichtenberg. Zusätzlich bekamen alle die Aufgabe, im jeweiligen Gebiet Fotos zu machen und diese später in einem kurzen Beitrag den anderen vorzustellen.

Während des gemeinsamen Abendbrot wurde noch viel von den unterschiedlichen Eindrücken, Erfahrungen und Aben-

teuern berichtet. Im späteren Verlauf teilte sich unsere Gemeinschaft auf und fand sich je nach Interesse zu „loup-garou“ – dem altbewährten Kassenknüller-Spiel –, Gesprächen oder zur Vorbereitung des folgenden Tages zusammen.

Tag 9 / Sa., 16. 4. 2011

Der nächste Morgen verlangte es, sehr früh aus dem Bett zu steigen, denn der Flieger der russischen Gruppe sollte schon um kurz vor zehn starten. Noch etwas duselig von der kurzen Nacht brachten wir unsere Gäste zum Flughafen Schönefeld und fielen uns vorerst ein letztes Mal um den Hals. Traurig über den Verlust der Gemeinschaft, aber dennoch sehr glücklich über die vergangene Woche, brachen wir auf, um die letzte anstrengende Aufgabe des Tages in Angriff zu nehmen: das Aufräumen der Unterkunft.

Anzeige

**Man kann von einer besseren Welt träumen.
Oder aufwachen und anpacken.**

Werden Sie ehrenamtlich aktiv und unterstützen Sie uns in folgenden Bereichen:



- Katastrophenschutz
- Sanitätsdienste, z.B. bei Sportveranstaltungen und Konzerte
- Wasserrettungsdienst, z.B. als Rettungsschwimmer oder Bootsführer
- Arbeiter-Samariter-Jugend

Wir bieten u.a. folgende Kurse an:

- Erste Hilfe Kurs für den Führerschein
- Erste Hilfe Aufbaulehrgang
- Erste Hilfe bei Kindernotfällen
- Erste Hilfe am Hund

weitere Informationen:

Arbeiter-Samariter-Bund
Landesverband Berlin e.V.
Rudolfstr. 9, 10245 Berlin
Tel.: 030/21307-0
www.asb-berlin.de

**Wir helfen
hier und jetzt.**



Internationale Forschung – Mapping the home care in Europe (EURHOMAP-Studie)

Vjenka Garms-Homolová

Einführung

Medienberichte über die europäische Politik vermitteln meistens den Eindruck, dass es in Europa eigentlich keine Gemeinsamkeiten gibt. Unstimmigkeiten, Machtspiele der Staaten und ihrer Hauptvertreter sowie Differenzen beherrschen die Berichterstattung. In einem Punkt sind sich die „europäischen Politikmacher“ jedoch einig: Alte Menschen sollen die Möglichkeit haben, in ihren (privaten) vier Wänden solange zu bleiben, wie es geht und sie es wünschen. Diese Zielvorgabe ist mittlerweile Bestandteil sozialer Deklarationen und Gesetze in allen europäischen Staaten, nicht nur in EU-Mitgliedsländern. Doch damit enden die Gemeinsamkeiten. Der Zusatz „solange es geht“ hängt von Hilfen und der Versorgung ab, die in einzelnen Ländern zur Verfügung stehen: Diese differieren jedoch im hohen Maße. Insbesondere die häusliche Pflege und angrenzende Dienste sind ungleich ausgebaut und organisiert, werden aus verschiedenen Geldquellen bezahlt und folglich unterscheidet sich auch die Zuweisungspraxis.

Ziele der EURHOMAP-Studie

Eine Übersicht darüber, wie die jeweilige nationale häusliche Versorgung alter Menschen mit Hilfe- und Pflegebedarf beschaffen ist und wie sie funktioniert, existierte auf europäischer Ebene bislang nicht. Um dieses Informationsdefizit auszugleichen, wurde von der Europäischen Kommission das EURHOMAP-Projekt ausgeschrieben und finanziell gefördert. Das Ziel war es, eine systematische Information über politische Determinanten der häuslichen Pflege bereitzustellen und zugleich die

Organisation, Finanzierung, Zugänglichkeit und Akzeptanz der Pflegedienste in diesen Ländern zu vergleichen. Die Wechselwirkung zwischen informeller Pflege und dem formalen Angebot an professionellen Diensten sollte ebenso berücksichtigt werden wie der ungedeckte Bedarf (unmet needs).

Internationale Kooperation

Ein internationales Forschungskonsortium unter der Leitung des Niederländischen Instituts für Versorgungsforschung (NIVEL) in Utrecht übernahm diese Aufgabe. Für die Alice Salomon Hochschule, die in dieses Konsortium aufgenommen wurde, bot sich die Kooperation mit namhaften Institutionen an, beispielsweise der Abteilung für Familienmedizin und Community Nursing an der Medizinischen Universität in Bialystok/Polen, dem spanischen Institut d'Investigació en Atenció Primària Jordi Gol aus Barcelona, dem Center of Public Affairs Studies an der Corvinus Universität in Budapest, der Gesundheitswissenschaftlichen Fakultät der TU in Karlskrona/Schweden, der Fakultät für Gesundheit an der University of Sheffield/UK, dem Instituto Nazionale Riposo e Cura Anziani (INRCA) in Ancona/Italien und dem Pariser Institut de Recherche et Documentation en Economie de la Santé (IRDES). Da das Projekt nicht nur diese Länder, sondern sämtliche 27 Mitgliedsstaaten der EU sowie Island, Norwegen, die Schweiz und Kroatien einschließen sollte, wurde arbeitsteilig vorgegangen: Jedes Konsortiumsmitglied übernahm die Datenerhebung und Analysen in mehreren Ländern. Das kleine Forschungsteam der Alice Salomon Hochschule unter der Leitung von Vjenka Garms-Homolová war für drei Länder verantwortlich: Deutschland, Österreich und die Tschechische Republik.

Methodisches Vorgehen

Folgende Schritte gehörten dazu:

- Erarbeitung eines Sets von Indikatoren für den Vergleich.
- Internationale Literaturrecherche und -analyse, mit der Sichtung von 5.133 potenziell relevanten empirischen Projekten und einer detaillierten Analyse von 74 Studien.
- Nationale Quellen- und Datenrecherchen, die sich auch auf Gesetze, nationale Statistiken und sogenannte „graue Berichte“ in den nationalen Sprachen erstreckten. Diese waren notwendig, da „häusliche Pflege“ ein Gebiet ist, über das in „reviewten Zeitschriften“ zu wenig veröffentlicht wird.
- Erhebung von Originaldaten durch Expertenbefragungen in allen 31 Ländern. Den Befragten wurden vier Vignettes (kleine Geschichten mit typischen Situationen alter, kranker und behinderter Menschen) vorgelegt. Sie berichteten, welche Dienste für diese Personen zur Verfügung stehen, wie sie zu bekommen sind, welche Kosten für wen dabei entstehen usw. So wurden Meinungen von 30 bis 35 Experten pro Land erhoben und analysiert.

Einige Resultate und Schlussfolgerungen

Die Ergebnisse der EURHOMAP-Studie lassen sich nicht in wenigen Sätzen dieses Beitrags beschreiben. Allein das Konzept der häuslichen Versorgung differiert in den untersuchten Ländern beträchtlich und ähnlich unterschiedlich sind die Erwartungen der alten Bevölkerung. Über 50 % alter Bürger in skandinavischen Ländern, aber nur rund ein Drittel der Deutschen zählen auf professionelle Dienste, wenn sie

Pflege brauchen sollten, die übrigen hoffen auf familiäre Pflege. In Polen, Litauen und Rumänien wollen sich hingegen nur knapp 10 % auf professionelle Dienste verlassen, obwohl auch in diesen und allen anderen Ländern mit einer insgesamt lückenhaften Infrastruktur die Entwicklung der häuslichen Versorgung und Pflege enorm fortschreitet. Überall existiert bereits irgendeine Form finanzieller Absicherung der Pflege, sodass Sachleistungen (z. B. in Frankreich, UK) oder nur Geldleistungen (z. B. in Österreich, Tschechien) in Anspruch genommen werden können. Große Probleme resultieren in vielen Ländern aus der strikten Trennung zwischen Gesundheitsdiensten, zu denen die häusliche Krankenpflege

zählt, und den „sozialen Diensten“, die meist die Grund- und Langzeitpflege umfassen. Nur in Dänemark, Finnland, Luxemburg, Norwegen, Schweden und den Niederlanden wurden wenige „unmet needs“ identifiziert. Überall sonst existieren erhebliche Disparitäten: etwa fehlende Pflegeangebote in ländlichen Gebieten, die Benachteiligung psychisch Kranker mit Pflegebedarf, weil sich – wie in Deutschland – die Anspruchsberechtigung an körperlichen Beeinträchtigungen orientiert, die geistigen und psychischen Bedarfe jedoch unterbewertet werden. In ganz Europa droht ein Mangel an professionell und informell Pflegenden. Das Problem der Pflegemigrant/-innen ist allgegenwärtig. Ärmere Länder (z. B. Polen,

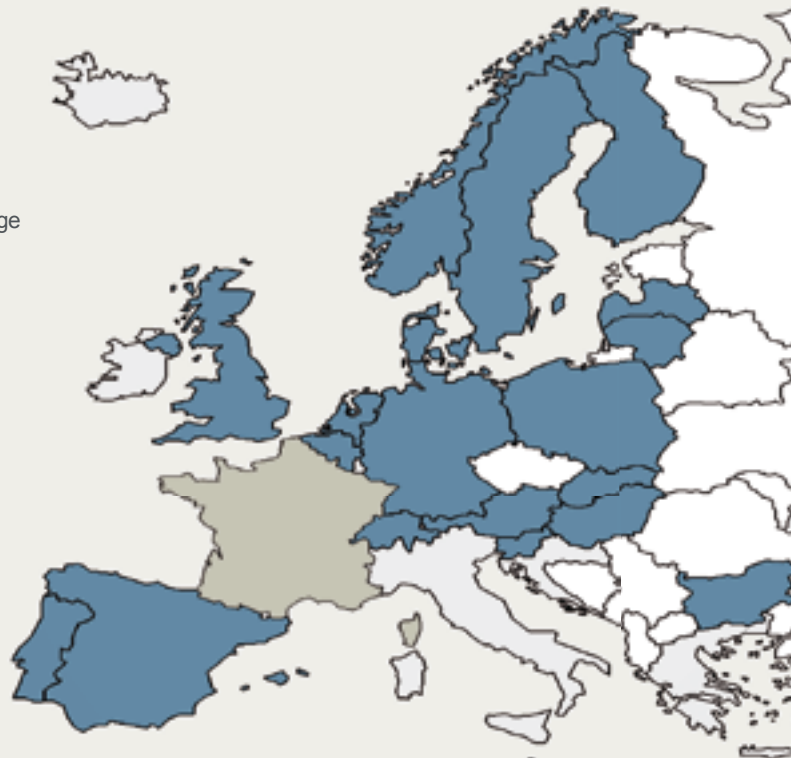
Portugal, Rumänien, Tschechien, Ungarn) geben ihre (auch qualifizierten!) Pflegemitarbeiter/-innen an die reicheren ab, wo diese (z. B. in Deutschland) unter problematischen Arbeitsbedingungen und ohne soziale Absicherung arbeiten müssen. Es ist eine wichtige Aufgabe der europäischen Politik, für die Legalisierung des Status von Pflegemigrant/-innen und deren angemessene Bezahlung zu sorgen.

Weitere Informationen:
garms@ash-berlin.eu,
www.eurhomap.eu

EURHOMAP:

Gibt es Kriterien für die Beurteilung von Qualität häuslicher Pflegedienste?

- Einheitlich im ganzen Land
- Nur für Pflege, nicht für Krankenpflege
- Keine Kriterien vorhanden



Gender als übergreifendes Lernziel steht zwar drauf – doch wie viel Gender ist tatsächlich drin?

Eine Bestandsaufnahme der grundständigen Studiengänge an der ASH Berlin



Antje Kirschning

Das Forschungsprojekt „Gender in Forschung, Lehre und Weiterbildung“ hat den Stellenwert von Gender-Themen und -Kompetenzen in der Lehre erhoben, denn die ASH Berlin vertritt hierzu öffentlich einen hohen Anspruch:

„Genderkompetenz ist (an der ASH) als übergreifendes Lernziel **in jedem Modul** der neuen Bachelorstudiengänge curricular verankert.“¹

Um diesen Anspruch der ASH mit der Realität abzugleichen, wurden einschlägige Dokumente der vier Bachelor- und zwei konsekutiven Master-Studiengänge untersucht:

1. Studien- und Prüfungsordnungen
2. Re-/Akkreditierungsanträge
3. Modulhandbücher

Sie wurden nach den Schlüsselbegriffen „Geschlecht, Gender, Frauen, Männer, Sexualität/sexuell sowie Diversity“ durchsucht, die Fundstellen wurden zitiert, ausgewertet und verglichen. Soweit die Formulierungen es zuließen,

wurde analysiert, welches Verständnis von Gender sich darin widerspiegelt. Aus den Forschungsergebnissen wurden konkrete Handlungsempfehlungen abgeleitet, die bereits in verschiedenen Gremien der akademischen Selbstverwaltung präsentiert und diskutiert wurden. Im Abschlussbericht, der im November erschienen ist, werden alle Ergebnisse detailliert dargestellt und hier sollen einige ausgewählte Punkte herausgegriffen werden.

Sind die Ordnungen „in Ordnung“?

Die Studien- und Prüfungsordnungen wurden untersucht, weil die Frauenförderrichtlinien von 1996 vorschreiben, dass hier „Frauenspezifische und nach Geschlecht spezifizierte Lehrinhalte [...] als integraler Bestandteil aufzunehmen“ sind (§ 5 Abs. 7).

Tatsächlich werden Gender-Themen in keiner Prüfungs- und lediglich in einer Studienordnung erwähnt. In der Studienordnung von Erziehung und Bildung im Kindesalter (EBK) werden Gender und Diversity thematisiert und damit als

Bildungsziel auch prüfungsrechtlich verankert (§ 2 Abs. 2). Alle anderen untersuchten Studiengänge missachten diese Vorgabe.

Handlungsempfehlung: Mit dem im Juni 2011 novellierten Berliner Hochschulgesetz (BerHGG) ist die ASH aufgefordert, sich eine „Satzung zur Verwirklichung der Chancengleichheit“ zu geben und die dort proklamierten Ziele tatsächlich umzusetzen. Außerdem sollten Gender-Kompetenzen in der derzeit in Arbeit befindlichen Rahmen-Prüfungs- und Studienordnung verankert und in den jeweiligen Studienordnungen konkret beschrieben werden.

Mehr Gender-Kompetenzen durch Akkreditierungen?

Im Rahmen der Dokumentenanalyse wurden Akkreditierungsanträge untersucht, weil nach einem Beschluss des Akkreditierungsrates von 2005 die jeweils tätige Agentur überprüfen soll, inwieweit in einem Studiengang „Geschlechtergerechtigkeit umgesetzt“ wird (Becker u. a. 2007: 14).

In Akkreditierungsanträgen wird das Selbstverständnis eines Studiengangs ausführlich dargelegt. Hier könn(t)en Gender-Themen erörtert werden, und die Agenturen schätzen dies durchaus, wie das Beispiel des Studiengangs EBK zeigt. Er wurde gelobt, weil „das Gender-Thema fest verankert ist“.²

Der Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit ist der einzige Studiengang, der im Antrag Gender-Kompetenz definiert (Akkreditierungsantrag, internes Papier, 2006: 8).

Handlungsempfehlung: Diese Definition könnte dem Kollegium bei der Re-Akkreditierung des Studiengangs 2012 als Diskussionsgrundlage dienen.

Handlungsempfehlung: Bei anstehenden Re-/Akkreditierungsverfahren sollten Gender-Themen und -Kompetenzen offensiv vertreten werden.

Rückenwind für Gender durch die Bologna-Reform

Im Zuge der Bologna-Reform wurden Studiengänge inhaltlich neu strukturiert und „modularisiert“. Module vermitteln neben fachbezogenen Kompetenzen auch immer fachübergreifende Kompetenzen; dazu gehören u. a. Gender-Kompetenzen (vgl. Modulhandbuch Soziale Arbeit, 2008, S. 7; Kirschning 2010, S. 57).

Die Analyse der Modulhandbücher zeigt, dass die Bologna-Reform von den Studiengängen an der ASH unterschiedlich gut genutzt wurde, um Gender-Themen und -Kompetenzen in den Curricula zu verankern. In Sozialer Arbeit mit insgesamt 30 Modulen sind Gender-Themen und -Kompetenzen lediglich in 15 Modulen schriftlich festgehalten.

Eine Gegenüberstellung in dem Sinne „wer hat wo wie viel Gender?“ ist problematisch, denn der Umfang der Studiengänge variiert von 90 bis zu 210 Credits. Entsprechend reicht auch die Anzahl der Module von 8 bis 30. Ein Modulhandbuch hat 24 Seiten, ein anderes 108 Seiten – da liegt es nahe, dass die „Trefferquote“ weit auseinandergeht. Inhaltlich ist ein Vergleich nur bedingt zulässig, denn Soziale Arbeit und EBK haben ein spezielles Gender- oder Diversity-Pflichtmodul. Andererseits ist eine Gegenüberstellung der Studiengänge auch aufschlussreich, weil sich bestimmte Aspekte erst im Vergleich erschließen und weil sie wechselseitige Anregungen ermöglicht.

Untersuchte Studiengänge nach Umfang in ECTS, Anzahl der Module, Seitenzahl der Modulhandbücher sowie Treffer zu Gender-Schlüsselbegriffen

Studiengang	ECTS	Module	Seiten	Treffer Schlüsselbegriffe
Soziale Arbeit	210	30	49	65
Erziehung und Bildung im Kindesalter (EBK)	210	25	108	36
Gesundheits- und Pflegemanagement (GPM)	180	25	43	16
Physiotherapie / Ergotherapie (PT/ET)	180	10	24	12
Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik (PSP)	90	8	26	10
Management und Qualitätsentwicklung im Gesundheitswesen (MQG)	120	13	32	5

Insgesamt zeigt sich, dass der Begriff „Gender“ mit unterschiedlichen Bedeutungen verwendet wird: Mal im Sinne von alltagsweltlichem Geschlechterwissen, mal im Sinne von Gender-Expertise und mal im Sinne von feministischer (Wissenschafts-)Kritik. An der ASH gibt es also keine Übereinkunft, was mit Gender-Kompetenz gemeint ist.

Handlungsempfehlung: Anlässlich der neu zu schaffenden „Satzung zur Verwirklichung der Chancengleichheit“ (siehe oben) kann über einen gemeinsamen Nenner bzw. über Standards in puncto Gender diskutiert werden. Dabei sollte die Entwicklung der Frauen- und Geschlechter-Forschung hin zum heutigen Verständnis von Gender- und Diversity-Studies an der ASH berücksichtigt werden. Gender-Themen und -Kompetenzen sollten im Vorwort der Modulhandbücher bei den fachübergreifenden Kompetenzen für den gesamten Studiengang aus Sicht der Studierenden bzw. outcome-orientiert beschrieben werden (vgl. Kirschning, Schnadt 2007: 37).

Fragen, Anregungen und Kritik bitte an: kirschning@ash-berlin.eu

Literatur

- Becker, Ruth; Jansen-Schulz, Bettina; Kortendiek, Beate; Schäfer, Gudrun (2006): Gender-Aspekte bei der Einführung und Akkreditierung gestufter Studiengänge – eine Handreichung unter http://www.netzwerk-frauenforschung.de/download/teil_i_bestandsaufnahme.pdf
http://www.netzwerk-frauenforschung.de/download/teil_ii_handlungsempfehlungen.pdf
- Hasenjürgen, Brigitte: Soziale Arbeit, Fachspezifische Lehrinhalte aus der Frauen- und Geschlechterforschung, in: Becker, Ruth u. a. siehe oben, S. 179–182.
- Kirschning, Antje (2010): „Gender to go. Angehende SozialarbeiterInnen erhalten Gender-Kompetenzen zum Mitnehmen! in: Sozial Extra, Zeitschrift für Soziale Arbeit, 34. Jahrgang September/Oktober 2010, S. 57 bis 59, <http://www.springerlink.com/content/9331p146601j4372/>
- Kirschning, Antje (2007): „Gender-Kompetenz in der Sozialen Arbeit. Anregungen für das Formulieren von outcome-orientierten Modulbeschreibungen“ mit Schnadt, Pia, in: QUER– denken, lesen, schreiben, Zeitschrift vom Frauenrat und der Frauenbeauftragten der ASFH, Ausgabe 14, S. 33–39. http://www.ash-berlin.eu/uploads/media/Quer14_V4_V10.pdf

¹ Internetseite der Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen an den Berliner Hochschulen (afg) mit dem Anspruch der ASH Berlin: www.afg-berliner-hochschulen.de/pages/topografie-studien.html [letzter Zugriff 10.10.2011]

² Siehe Kurzdarstellung des Studiengangs unter http://www.ahpgs.de/kurzdar/berlin_baerziehungsbildung.pdf, S. 2.

„Profis in Kitas“

Abschluss des Forschungs- und Entwicklungsprojekts „Kinder unter drei Jahren in Tageseinrichtungen – Professionalisierung von Fachkräften auf Bachelor-Niveau und Praxistransfer“

Iris Nentwig-Gesemann, Susanne Viernickel

Das Projekt wurde von der Robert Bosch Stiftung im Rahmen des Programms „Profis in Kitas“ (PiK) gefördert. Die Projektleitung erfolgte durch Prof. Dr. Susanne Viernickel und Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann, unterstützt von den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen Henriette Harms, Stefanie Schwarz und Sandra Richter.

Im Rahmen des Projekts wurde ein umfangreiches Curriculum zum Thema „Profis für Krippen – Ausbildung von Fachkräften für die Arbeit mit Kindern in den ersten drei Lebensjahren und ihren Familien“ entwickelt. Das Curriculum

besteht aus insgesamt zehn kompetenzorientierten curricularen Bausteinen, die im Rahmen von hoch- und fachschulischen Ausbildungsgängen sowie Weiterbildungen eingesetzt werden können. In der Abschlusspublikation finden sich neben den modularisiert aufgebauten Bausteinen auch differenzierte Ausarbeitungen zu Kernkompetenzen von Fachkräften, die in diesem Berufsfeld arbeiten, sowie zu kompetenzbasierten Lehr-Lern-Formaten und innovativen prüfungsdidaktischen Verfahren. Im Projektkontext und flankierend zur Erarbeitung der curricularen Bausteine wurde eine Online-Datenbank mit Fachtexten aufgebaut, die – mit Förderung des Deutschen Jugendinstituts und

des Kita-Trägers FRÖBEL e. V. – zukünftig allen Interessierten im Bereich der Aus- und Weiterbildung von Fachkräften für Krippen zur Verfügung steht. Als zweiter Projektstrang wurden in der Projektlaufzeit auch mehrere Verfahren zur kompetenzbasierten Prüfungsdidaktik entwickelt und erprobt: In Kooperation mit dem PiK-Standort EH Freiburg wurde das Konzept der Dilemmasituationen in einer standardisierten und einer qualitativen Variante entwickelt. Die längsschnittliche Erfassung von Kompetenzentwicklung und Lehrevaluation durch narrativ-episodische Interviews stellt eine weitere Methodik dar.

Publikationen

- Viernickel, S.; Nentwig-Gesemann, I.; Harms, H.; Richter, S. & Schwarz, S. (2011): Profis für Krippen – Curriculare Bausteine für die Aus- und Weiterbildung frühpädagogischer Fachkräfte. Freiburg: FEL Verlag.
- Robert Bosch Stiftung (Hrsg.) (2011): Qualifikationsprofile in Arbeitsfeldern der Pädagogik der Kindheit. Ausbildungswege im Überblick. Stuttgart: Robert Bosch Stiftung.
- Nentwig-Gesemann, I.; Fröhlich-Gildhoff, K. & Pietsch, S. (2011): Kompetenzentwicklung von FrühpädagogInnen in Aus- und Weiterbildung. Frühe Bildung (o), Göttingen: Hogrefe (im Erscheinen).
- Fröhlich-Gildhoff, K.; Nentwig-Gesemann, I. & Pietsch, S. (2011): Kompetenzorientierung in der Qualifizierung frühpädagogischer Fachkräfte. WIFF Expertise, München: DJI.
- Nentwig-Gesemann, I.; Fröhlich-Gildhoff, K.; Harms, H. & Richter, S. (2011): Professionelle Haltung / Identität der Fachkraft für die Arbeit mit Kindern unter drei Jahren. WIFF-Expertise, München: DJI.
- Harms, H.; Schwarz, S. (2010): Gut ausgebildet für die Jüngsten? Die Ausbildung von pädagogischen Fachkräften für die Arbeit mit Kindern von null bis drei Jahren. In: Weegmann, W. & Kammerlander, C. (Hrsg.) (2010): Die Jüngsten in der Kita. Ein Handbuch zur Krippenpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer, S. 311-322.

Fachtextdatenbank: www.kita-fachtexte.de

+ + + Newsletter der ASH Berlin + + +
www.ash-berlin.eu/infothek/presse/newsletter

Beweggründe EBK zu studieren – Ergebnisse eines Forschungsprojekts von Studierenden der ASH Berlin

Susanne Gerull

Im Sommersemester 2011 erhielt das Seminar „Forschungsmethoden“ im Studiengang „Erziehung und Bildung im Kindesalter“ (EBK) der ASH von mir den Auftrag, ein eigenes quantitativ angelegtes Forschungsprojekt zu planen, durchzuführen und die Ergebnisse auszuwerten. Mit 2 SWS wöchentlich war der Zeitplan denkbar knapp und das Vorhaben angesichts der vielen Vorbehalte und Ängste hinsichtlich quantitativer Forschung eine zusätzliche Herausforderung für mich als Dozentin. Um es vorwegzunehmen: Es hat geklappt! Mit über 40 äußerst engagiert und diszipliniert arbeitenden Studierenden und meiner aktiven Mitarbeit bei der statistischen Analyse haben wir nicht nur „learning by doing“ geschafft, sondern äußerst interessante Ergebnisse hervorgebracht. Die wichtigsten werden im Folgenden in komprimierter Form vorgestellt.

Fragestellung und methodisches Vorgehen

Vorgegeben war für das Forschungsprojekt in Absprache mit Gerald Blaschke, der im Seminar Forschungsmethoden zu qualitativer Forschung lehrte, das Oberthema „Übergänge in Bildungsbiografien“. In einem demokratischen Verfahren wurde aus mehreren in AGs erarbeiteten Vorschlägen schlussendlich folgende Forschungsfrage ausgewählt:

Was waren die Beweggründe für die EBK-Studierenden an der ASH Berlin, sich für diesen Studiengang zu entscheiden?

Hierfür war im 1. und 3. Semester EBK an der ASH Berlin eine Vollerhebung geplant, wobei der Zugang zu den Studierenden durch persönliche Kontaktaufnahme in geeigneten Seminaren erfolgen sollte. Vor Erstellung des Fragebogens wurden über eine kurze Literatur- und Webrecherche zunächst die wesentlichen Dimensionen zur Fragestellung entwickelt und anschließend gemeinsam im Seminar die thematischen Felder des Fragebogens abgestimmt. Diese wurden AGs zugeteilt, die von diesem Zeitpunkt an sowohl für die Erarbeitung der entsprechenden Fragen als auch für die Auswertung der späteren Ergebnisse „zuständig“ waren. In einer schweißtreibenden, aber erfolgreichen Mammutsitzung wurde mit allen Studierenden die Endfassung des Fragebogens abgestimmt, wobei sich die Gruppe auch von einigen spannenden Fragen verabschieden musste, die den Rahmen der Befragung gesprengt hätten. Insgesamt wurden danach bei der Erhebung in zwei Seminaren des 1. und 3. Semesters 56 Studierende (mindestens $\frac{2}{3}$) erreicht, sodass die Ergebnisse repräsentativ für diese beiden Kohorten sein dürften. Jede/r Studierende hat anschließend 1–2 ausgefüllte Fragebögen in eine Exceltabelle übertragen, die später in einer

SPSS-Datei zusammengeführt wurden. Die statistische Auswertung in SPSS erfolgte aus Zeitgründen ausschließlich univariat (Häufigkeitsverteilungen und statistische Kennwerte der einzelnen Variablen).¹ In der letzten Sitzung wurden die Ergebnisse auf großen Flipchartpapieren präsentiert, wobei sowohl Tabellen und Grafiken als auch „Begleittexte“ von den Studierenden dafür erstellt worden waren. Ein Beispiel zeigt die nachfolgende Abbildung.

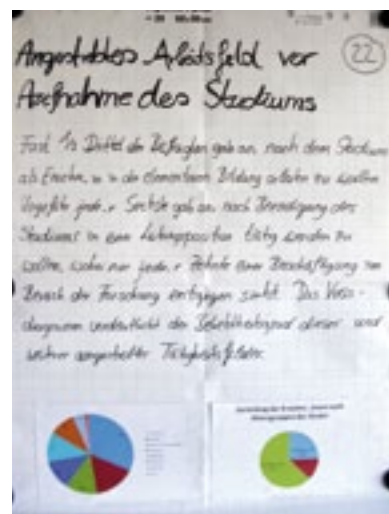


Abbildung 1:
Flipchart-Präsentation der Ergebnisse

Soziodemografische Zusammensetzung und Lebenssituation der Befragten

Rund 14 % der befragten Studierenden gaben ihr Geschlecht als männlich an, der Rest als weiblich. Die Kategorie „andere“ wurde von niemandem angekreuzt. $\frac{3}{5}$ der Befragten waren zwischen 21 und 30 Jahre alt, der Mittelwert (Median) betrug 22 Jahre. $\frac{1}{4}$ der Studierenden hat eigene Kinder, 17 % lebten zum Zeitpunkt der Befragung mit (eigenen oder fremden) Kindern im Haushalt zusammen. $\frac{3}{4}$ gaben als studienberechtigenden Schulabschluss das Abitur auf dem 1. Bildungsweg an, weitere 16 % kamen über die Fachhochschulreife auf dem 1. Bildungsweg zu uns. Fast $\frac{3}{4}$ waren vor Aufnahme des Studiums nicht erwerbstätig, aber 14 % hatten bereits eine Ausbildung abgeschlossen. Fast jede/r Zehnte verfügt sogar bereits über einen Studienabschluss, ein weiteres Viertel hatte schon einmal ein Studium angefangen, aber wieder abgebrochen. Bei etwas mehr als der Hälfte der Studierenden hatte mindestens ein Elternteil studiert, und fast $\frac{2}{3}$ gaben an, dass in ihrem persönlichen Umfeld „eher viele“ Menschen

studiert hätten. In fast 23 % aller Fälle arbeitete mindestens ein Elternteil im pädagogischen Bereich, aber fast ¼ gaben an, dass in ihrem sonstigen Umfeld „eher wenige“ in diesem Bereich arbeiten würden.

Studienwahl

Rund 70 % der Befragten erwarteten bereits vor Aufnahme des Studiums eine finanzielle Unterstützung, hauptsächlich betraf dies BAföG sowie private Finanzierungsmöglichkeiten. Nur rund 5 % hatten bereits Aussicht auf ein Stipendium. Fast ¾ wurden von ihrem persönlichen Umfeld eher in ihrer Studienwahl bestärkt, institutionellen Rat nahm dagegen kaum jemand an. Nur jede/r Achte wusste bereits direkt nach dem Schulabschluss, dass sie/er EBK studieren würde. Interessant (für die ASH) ist natürlich, was die Gründe für den (späteren) Entschluss waren. Mehr als ¼ gaben als Grund die Begegnung mit Kindern an und fast ¾ wollen die Gesellschaft verändern und gestalten. Fast die Hälfte möchte mit dem Studium ihr Wissen vertiefen und erweitern und noch ¾ erhoffen sich durch die Akademisierung und den damit verbundenen Status eine größere Anerkennung. Ein sicherer Arbeitsplatz oder die Möglichkeit des Gelderwerbs spielte eine eher untergeordnete Rolle.

Warum sich die Befragten letztendlich für das EBK-Studium an der ASH entschieden (Mehrfachantworten waren möglich), fasst Tabelle 1 zusammen (nur positive Angaben von mehr als ⅓ der Befragten):

Entscheidungsgrund	Anteil
Kopplung von Theorie und Praxis	53,6 %
Vielversprechende Perspektiven	48,2 %
Studieninhalte	46,4 %
Prestige / Ruf	37,5 %

Tabelle 1: Wichtigste Entscheidungsgründe

Eine eher geringe Rolle (weniger als 10 % Zustimmung) spielten dagegen die Räumlichkeiten der ASH, der NC oder schlechte Erfahrung mit der Universität. Berlin als Standort der ASH war Fokus einer weiteren Frage, hier gaben knapp ¼ der Befragten an, in Berlin oder in der Nähe zu wohnen, fast die Hälfte hatte Freundinnen oder Freunde hier sowie ein knappes Viertel Partnerin oder Partner und kreuzte dies als Grund an.

Einschätzung des Erzieher/-innenberufs

In einem weiteren Fragenkomplex wollten wir wissen, wie die Bezahlung von Erzieherinnen und Erziehern sowie deren gesellschaftliche Anerkennung von den Befragten eingeschätzt werden. Das Ergebnis zeigt Abbildung 2 auf.

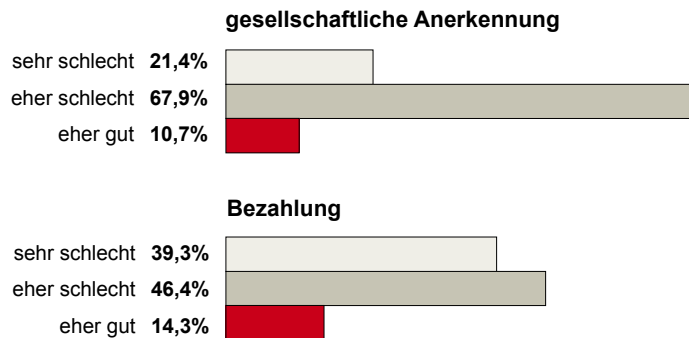


Abbildung 2: Einschätzung des Erzieher/-innenberufs

Als sehr gut (im Fragebogen als „++“ kategorisiert) wurde weder die Bezahlung noch die gesellschaftliche Anerkennung von auch nur einer/einem Befragten eingeschätzt, bei beiden Fragen dominierte die Einschätzung als eher schlecht („-“). Trotz dieser eher pessimistischen Haltung gaben fast ⅓ der Befragten an, nach dem Studium in der elementaren Bildung als Erzieher/-in arbeiten zu wollen, etwa jede/r Sechste strebt eine Leitungsposition an. Etwa jede/r Zehnte sieht sich zukünftig im Bereich von Lehre und Forschung.

Vorerfahrungen im pädagogischen Bereich

Viele der befragten Studierenden hatten schon vor ihrem Studium mit pädagogischen Ansätzen theoretische und/oder praktische Erfahrungen gemacht. Vorherrschend waren hier die Waldorfpädagogik, die 77 % der Befragten bekannt war, gefolgt von der Montessoripädagogik (67 %), dem Situationsansatz (39 %) sowie der Reggiopädagogik (25 %). Viele der Befragten hatten außerdem vor ihrem Studium Erfahrungen mit Kindern sammeln können, im Vordergrund standen hier Vorpraktika (rund 70 %) und sonstige Praktika (rund 45 %), aber auch jeweils um ¼ gaben hier ein FSJ/FÖJ bzw. Babysitting an. Fast ¾ hatten sich (auch) auf anderem Weg mit frühkindlicher Bildung und Erziehung beschäftigt, vor allem durch entsprechende Literatur.

Einschätzung sonstiger Fähigkeiten

Abschließend fragten wir die Studierenden nach der Einschätzung ihrer sonstigen Fähigkeiten.

Fähigkeiten	Anteil ++/+
Kommunikative Fähigkeiten	94,5 %
Künstlerische Fähigkeiten	83,9 %
Sportliche Fähigkeiten	82,1 %
Handwerkliche Fähigkeiten	80,4 %
Hauswirtschaftliche Fähigkeiten	80,4 %
Sprachen	75,0 %
Computerkenntnisse	67,9 %
Musische Fähigkeiten	60,7 %
Naturwissenschaften	53,6 %

Tabelle 2: Einschätzung sonstiger Fähigkeiten

Wie Tabelle 2 aufzeigt, beurteilen die befragten Studierenden ihre sonstigen Fähigkeiten recht gut, so landen die Naturwissenschaften zwar auf dem letzten Platz, aber fasst man die Bewertung sehr gut (++) und eher gut (+) zusammen, so bewertet mehr als die Hälfte der Befragten ihre Fähigkeiten auch in diesem Bereich noch als positiv. Den höchsten Anteil positiver Einschätzungen erhalten die kommunikativen Fähigkeiten, diese schätzen jeweils 47,3 % als sehr gut oder gut ein.²

Fazit

Lässt man außer Acht, dass in einer „echten“ Forschung die Forschungsfrage zur Auswahl der passenden Methode/n führt und nicht umgekehrt, Zusammenhangsprüfungen das Salz in der statistischen Suppe sind und der Vergleich der eigenen empirischen Studie mit dem existierenden Forschungsstand zum Ergebnis eines Forschungsprojekts gehört, haben die Studierenden des Seminars „Forschungsmethoden“ interessante und für die ASH wichtige Ergebnisse generieren können. Vor allem hinsichtlich der Kernfrage, nämlich den Beweggründen, EBK an der ASH zu studieren, hat die Studie interessante Erkenntnisse zu Tage gefördert. ¼ der Befragten hat bereits eigene Kinder,

aber für ¼ war die Begegnung mit Kindern die wichtigste Motivation, und ⅓ sehen eine Chance durch das Studium die Gesellschaft zu verändern oder zu gestalten. Die Entscheidung für die ASH als Studienort scheint dabei mehrheitlich gezielt erfolgt zu sein. Wenn auch für viele die Wohnortnähe für Berlin als Standort generell sprach, so wählten mehr als die Hälfte den Studiengang EBK an der ASH aufgrund seiner Kopplung von Theorie und Praxis, und auch der Ruf und das Prestige der ASH waren noch für fast ⅓ der Befragten entscheidend. Dabei wird die Bezahlung, aber auch die gesellschaftliche Anerkennung des Erzieher/-innenberufs als eher schlecht eingeschätzt. Die Ergebnisse sprechen somit für ein hohes Engagement und eine hohe Motivation jenseits von materiellen Gründen, was sich auch in den vielfältigen Vorerfahrungen im pädagogischen Bereich ablesen lässt. Glaubt man der Einschätzung der befragten Studierenden, dass sie neben ihrem Wissen und den Fachkompetenzen auch vielfältige sonstige Fähigkeiten an die ASH mitgebracht haben, haben bei der Auswahl beide Seiten, die ASH als Institution und die Studierenden selbst, eine sehr gute Wahl getroffen.

¹ Wer sich für die statistischen Zusammenhänge interessiert, kann die SPSS-Datendatei gern zur Verfügung gestellt bekommen.

Auch eine Kontrastierung mit dem Forschungsstand war im Rahmen des Seminars nicht möglich; lediglich eine Studie zu einem ähnlichen Thema wurde von einer Studentin vorgestellt.

² 94,5 % Gesamtanteil ergeben sich durch Rundungen.

Wirkt die Gesundheitsförderung? Ergebnisse einer Studierendenbefragung nach „alice gesund“

Maren Knade und Nadine Gajewski

Grundlage für unsere Stichprobenbefragung zum Thema „Gesundheitsverhalten von Studierenden der ASH“ stellte die bereits 2009 erfolgte Datenerhebung der Studenten und Studentinnen im Rahmen des Projekts „alice gesund – gesundheitsfördernde Hochschule“ dar. In diesem Artikel sollen nun die Ergebnisse der Folgebefragung einer kleineren Stichprobe dargestellt werden.

Hintergrund

Hochschulen stellen für knapp 2,5 Millionen Menschen Lebens-, Lern- und Arbeitswelten dar. Sie bilden die zukünftigen Führungskräfte und Entscheidungsträger aus und sind gleichzeitig Arbeitgeber für eine Vielzahl von Beschäftigten. Hochschulen, die Gesundheitsförderung in ihre Organisationsstruktur auf allen Ebenen implementieren, haben einer-

seits einen entscheidenden Wettbewerbsvorteil und erfüllen andererseits mit der Ausbildung von Multiplikatorinnen und Multiplikatoren für die Gesundheitsförderung eine bedeutende gesellschaftliche Aufgabe. (Sonntag et al)

An der Alice Salomon Hochschule Berlin entstand der Gedanke zur Gesundheitsförderung mit der Gründung der „Arbeitsgruppe Gesundheit“ im Jahr 2006. Damals wurde zum ersten Mal über gesundheitsbelastende Faktoren und gesundheitsfördernde Ressourcen der Hochschule gesprochen – Themen, die auf dem Hochschultag der ASH Berlin in 2007 weiter diskutiert wurden. Durch einen Kooperationsvertrag mit der Techniker Krankenkasse und die Zusammenarbeit mit dem Zentrum für angewandte Gesundheitsförderung und Gesundheitswissenschaften (ZAGG) konnte das betriebliche Gesundheitsmanagement im Projekt „alice gesund“ im Dezember 2008 offiziell starten und wurde schließlich für die Nachhaltigkeit im Leitbild der ASH verankert.

Nach dem Aufbau der Strukturen begannen 2009 die systematischen Befragungen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Studierenden zu gesundheitlichen Potenzialen und Belastungen. An der Studierendenbefragung beteiligten sich mit 924 Studienteilnehmerinnen und -teilnehmern fast 50 Prozent aller derzeit Studierenden. Es zeigte sich, dass die meisten Studierenden ihren Gesundheitszustand im mittleren Bereich mit der Beurteilung „gut“ einschätzten. Jedoch wurden Beschwerden wie Nacken- oder Schulterschmerzen sowie Konzentrationsschwierigkeiten, aber auch Rücken- und Kopfschmerzen sowie Nervosität beklagt. Einen hohen Anspruch hatten die Studierenden an ihre gesunde Ernährung, aber nur eine Minderheit empfand das Angebot der Mensa als ausreichend.

Unsere Forschungsarbeit konzentrierte sich daher auf den subjektiven Gesundheitszustand, gesundheitliche Beschwerden sowie auf die Bewertung der Angebote der Mensa.

Methode

Grundlage für unsere im Sommersemester 2011 durchgeführte Studienbefragung bildeten ausgewählte Fragen des bereits 2009 eingesetzten Fragebogens. Neben soziodemografischen Daten wurden Fragen zur subjektiven Gesundheit gestellt. Des Weiteren untersuchten wir das Verhalten und die Einstellung der Studierenden unter anderem zum Mensaanangebot und zum Thema Sport. Wie im zuvor genutzten Fragebogen verwendeten wir erneut eine Likert-Skala mit vier Antwortalternativen. Die Fragebögen wurden im Rahmen des hochschulinternen Sport-/Sommerfestes sowie in den Seminaren verteilt. Die erhobenen Daten werteten wir mittels SPSS® deskriptiv und explorativ aus.

Ergebnisse

Die Stichprobe von 102 Befragungsteilnehmerinnen und -teilnehmern umfasst rund vier Prozent aller Studierenden (n=2575) der ASH Berlin und ist daher nicht repräsentativ, aber erlaubt doch einen Einblick in mögliche Veränderungsprozesse durch die gesundheitsfördernden Maßnahmen des Projekts „alice gesund“.

Kennzahlen	Grund-gesamtheit (n=102)	Soziale Arbeit	Gesund-heits- und Pflegeman-agement	Erziehung und Bildung im Kindesalter	Management und Qualitäts-entwicklung im Gesund-heitswesen	Praxisfor-schung in Sozialer Arbeit und Pädagogik
Alter in Jahre	99 / 97,1% 26,87 (± 4,42)	47 / 46,08% 25,02 (± 3,76)	43 / 42,16% 28,6 (± 4,82)	1 / 0,98% 29 (± 0)	5 / 4,9% 28,8 (± 2,17)	3 / 2,94% 27 (± 1,73)
Geschlecht	98 / 96,08%	43 / 42,16%	43 / 42,16%	1 / 0,98%	5 / 4,9%	3 / 2,94%
männlich	20 / 19,61%	6 / 5,88%	11 / 10,78%	1 / 0,98%	0 / 0	1 / 0,98%
weiblich	78 / 76,47%	37 / 36,27%	32 / 31,37%	0	5 / 4,9%	2 / 1,96%
Semester	3,13 (± 1,9)	2,43 (±1,33)	2,81 (± 0,73)	7,0 (± 0)	8,8 (± 1,1)	7,0 (± 0)

Studierende des Bachelor-Studiengangs Gesundheits- und Pflegemanagement sind in der Stichprobe etwas überrepräsentiert.

Die Mehrheit der Studierenden schätzte ihren Gesundheitszustand als „gut“ ein und lag damit im mittleren Bereich, wobei die männlichen Studierenden eine etwas positivere Einschätzung abgaben.

Im Themenbereich der gesundheitlichen Beschwerden wurde deutlich, dass Kopfschmerzen und Konzentrationsschwierigkeiten, Nervosität und Unruhe, Stimmungsschwankungen sowie Kreuz-, Rücken-, Nacken- und Schulterschmerzen von den befragten Studierenden am häufigsten benannt wurden. Es zeigte sich, dass die weiblichen Studierenden bei fast allen abgefragten Beschwerden höhere Werte angaben. (Abb. 2).

Abbildung 2: Häufigkeiten der gesundheitlichen Beschwerden in den letzten zwölf Monaten nach Geschlecht



64,7 Prozent der Befragungsteilnehmer/-innen gaben an, wöchentlich Sport zu treiben, wobei die männlichen Studierenden deutlich mehr Sport machen als ihre Kommilitoninnen (Abb. 3).

Gegenüberstellung der Jahre 2009 und 2011

Im Vergleich zur Befragung in 2009 sind positive Entwicklungstendenzen erkennbar. Bezogen auf den Gesundheitszustand hat sich der Anteil der Studierenden, die ihren Gesundheitszustand als „sehr gut“ bzw. „ausgezeichnet“ einschätzen, erhöht und der Anteil, der seinen Gesundheitszustand mit „weniger gut“ bzw. „schlecht“ bewertet, hat sich verringert.

Die am häufigsten angegebenen gesundheitlichen Beschwerden innerhalb der letzten zwölf Monate decken sich mit den Ergebnissen der Befragung von 2009. Insgesamt wird jedoch in der 2011 untersuchten Stichprobe deutlich weniger über belastende Symptome berichtet. Besonders deutlich ist dies in den Bereichen Nacken- oder Schulterschmerzen, Konzentrationsstörungen sowie Schlafstörungen erkennbar (Abb. 4).

Abbildung 3: Wöchentliche sportliche Aktivitäten nach Geschlecht

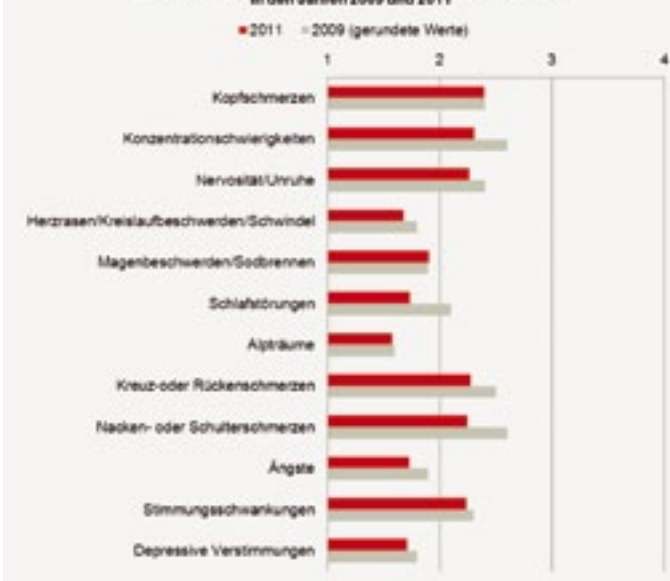


2009 empfanden lediglich 18,9 Prozent der Studierenden das Angebot der Mensa als ausreichend, heute sind es 43,1 Prozent. Die häufigsten Kritikpunkte der unzufriedenen Studierenden sind jedoch auch weiterhin die Atmosphäre in der Mensa und die Qualität des Speisenangebots.

Ausblick

Als neue Mitglieder des Steuerkreises „alice gesund“ ist es uns in dieser Untersuchung wichtig, die individuellen Gesundheitszustände der Studierenden zu erfassen und ausgewählte bis heute eingeführte Maßnahmen in ihrer Akzeptanz und Umsetzung zu evaluieren. Zusammenfassend ist zu sagen, dass tendenziell positive Entwicklungen in fast allen Bereichen zu verzeichnen sind. Allerdings ist es zur Evaluation der bisherigen gesundheitsfördernden Maßnahmen wünschenswert, die Befragung der Studierenden mit einer größeren Stichprobe noch einmal durchzuführen, um repräsentative Ergebnisse zu erhalten und die Maßnahmen zielgerichtet weiter zu führen. Die ASH Berlin verfolgt mit dem Konzept der betrieblichen Gesundheitsförderung einen ganzheitlichen, partizipativen und interdisziplinären Ansatz, der entsprechende Maßnahmen zur Belastungsverringerung und Ressourcenstärkung bezüglich des Gesundheitsverhaltens sowie der Arbeits-, Lehr- und Studienbedingungen ableiten lässt. Nach unserer Studie ist die Alice Salomon Hochschule Berlin bereits auf dem richtigen Weg und gleichzeitig bleibt noch einiges zu tun.

Abbildung 4: Häufigkeiten der gesundheitlichen Beschwerden in den Jahren 2009 und 2011



Theaterspielen – und seine Wirkungen

Romi Domkowsky

Für viele Menschen strahlt Theater eine besondere Faszination aus. Da geht es um die Erschaffung neuer Welten, um die Möglichkeit, ein Anderer sein zu können, sich zu verwandeln, zu spielen und seiner Kreativität Ausdruck zu verleihen. Insbesondere für Pädagogen besteht ein Teil der Faszination in der Erwartung, dass mit dem Theaterspielen besondere bildende Effekte verbunden seien. Dies ist zum einen ein Erbe aus der Antike. Die spezifische Nähe von Bildungsprozessen und Theater geht hierzulande aber insbesondere auf die tief greifende Prägung durch den deutschen Vordenker ästhetischer Erziehung Friedrich Schiller zurück. Da mag es erstaunen, dass nach all dieser Zeit kaum wissenschaftlich fundierte Untersuchungen vorliegen, die die Wirkungsweise des Theaterspiels nachvollziehbar machen oder gar belegen. Zuschreibungen, die sich auf die Wirkung des Theaters im pädagogischen Bereich beziehen, wurden bisher eher in Form von Vermutungen oder persönlichen Anekdoten unsystematisch publiziert.

Die Autorin hatte es sich daher zur Aufgabe gemacht, der Faszination des Theaterspiels auf den Grund zu gehen. In einer groß angelegten vergleichenden Längsschnittuntersuchung begleitete sie mehr als 170 Jugendliche und verfolgte ihre Persönlichkeitsentwicklung. Innovativ war dabei ihre forschungsmethodische Herangehensweise, in der sie erstmalig auf dem Gebiet der Kunstpädagogik qualitative und quantitative Forschungsansätze miteinander verknüpfte.

Was lernen Theaterspieler beim Theaterspielen über das Theaterspielen?

Die Studie interessierte sich dafür, welche Prozesse beim Theaterspielen ablaufen und welche ästhetischen Erfahrungen damit im Zusammenhang stehen. Welcher ästhetische Kompetenzerwerb ist mit dieser künstlerischen Betätigung verbunden? Auf der Grundlage zahlrei-

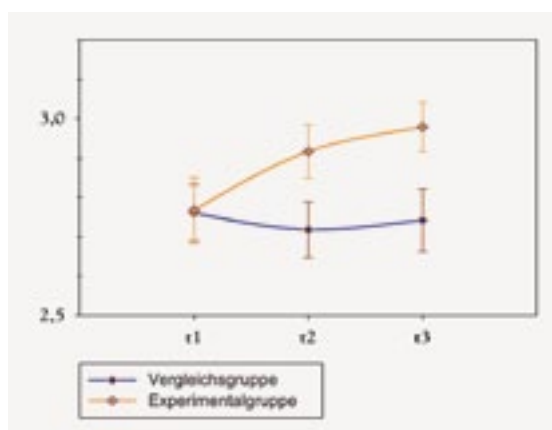
cher Beobachtungen und Interviews wurde Theaterspielen „dicht“ und umfassend als Phänomen ästhetischer Bildung beschrieben. Beeindruckend wird darin die Vielseitigkeit und Komplexität der beim Theaterspielen erlebbaren Prozesse deutlich, die entsprechende Anforderungen an die Theaterspieler richten, gleichzeitig aber auch eine Vielzahl von Entwicklungsmöglichkeiten bereithalten.

Kann Theaterspielen einen Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung haben?

Daneben wurde die Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen, die über einen längeren Zeitraum Theater spielten, hinsichtlich ihrer Interessen, Einstellungen und Werthaltungen sowie personaler und sozialer Kompetenzen betrachtet. Diese wurden mit Jugendlichen, die nicht Theater spielten verglichen, so dass auf diese Weise Veränderungen festgestellt wurden, die speziell auf das Theaterspielen zurückgeführt werden konnten. Dabei war die Autorin sich der Vielzahl der Einflussfaktoren bewusst, die vor und neben dem Theaterspielen für die Persönlichkeitsbildung von Bedeutung sind. Unter Bezugnahme auf die Erkenntnisse über die ästhetischen Erfahrungsmöglichkeiten konnten spezifische Wirkpotenziale ergründet werden. Festgestellt wurde, dass beim Theaterspielen Erfahrungen und Fähigkeiten erworben werden können, die Transferqualität besitzen.

Theaterspielen öffnet die Persönlichkeit

Besonders deutlich wird dies bei einer personalen Kompetenz wie der Offenheit und Aufgeschlossenheit. Wie in der folgenden Grafik ersichtlich ist, schätzten sich Jugendliche, die ein Jahr lang regelmäßig Theater gespielt hatten, im Vergleich zu anderen tendenziell offener gegenüber Neuem ein. Die Vermutung, dass junge Menschen, die sich für das Theaterspielen entscheiden, bereits von vornherein eine größere Offenheit gegenüber neuartigen Situationen haben und dies damit quasi eine Ausgangsvoraussetzung für das Theaterspielen ist, konnte unterdessen nicht bestätigt werden.



Mittelwerte sowie Standardfehler der Mittelwerte der Experimental- und Vergleichsgruppe² für alle drei Messzeitpunkte für die Skala „Offenheit und Aufgeschlossenheit“.

Wertebereich: 1 bis 4; höhere Werte bedeuten eine größere Offenheit und Aufgeschlossenheit.

Theaterspielen als Selbstinszenierungs-Training

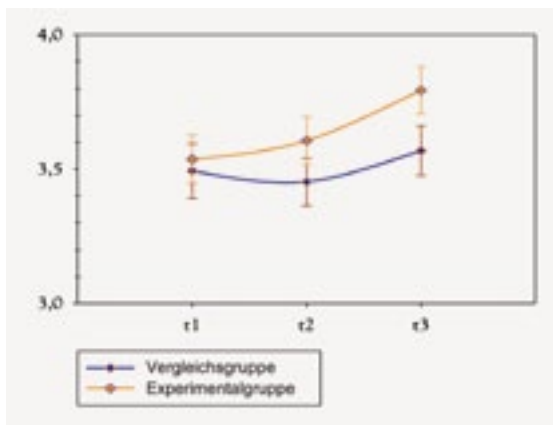
Außerdem hatten die Theaterspieler/-innen nach einem Jahr ihre expressiven, selbst-darstellerischen Fähigkeiten gesteigert. Positive Erfahrungen bei der (Selbst-)Präsentation in und mit der Theatergruppe sowie Anerkennung nach den Aufführungen können hier eine Entwicklung in Gang gesetzt haben. In Zwischenpräsentationen während der Theaterproben lernten die Spieler nicht nur viel über das Theaterspielen, über die Darstellungskunst und die Gestaltung von Rollen und Szenen, sondern

auch darüber, sich bzw. eine Figur zu präsentieren, was als Bestandteil ästhetischer Kompetenz zu sehen ist. Das große Ziel beim Theaterspielen ist eine Aufführung vor Publikum. Damit hat sie neben der ästhetischen auch eine große gruppendynamische und motivationale Bedeutung. Alles Vorangegangene läuft darauf hinaus. Oft wird lange Zeit, mit viel Engagement, Geduld und Opferbereitschaft auf die Aufführung hingearbeitet. Es ist nicht verwunderlich, dass sie dann ein emotional herausragendes Ereignis darstellt, zumal sie mit dem Ende des ästhetischen Prozesses meist unmittelbar verknüpft ist und sich die Spieler an diesem Punkt der öffentlichen Kritik aussetzen. Dafür haben sie besonders hart an sich und ihren (selbst-)darstellerischen Fähigkeiten gearbeitet.



Ein Theaterkurs nach seiner letzten Aufführung in den Sophiensaealen Berlin.
Foto: Romi Domkowsky

Während der Theaterstunden wurden expressive Fähigkeiten explizit trainiert. Offenbar passierte dies in solch spezifischer und nachhaltiger Weise, dass Theater spielende Jugendliche diese Fähigkeiten auch in andere Lebensbereiche übertrugen. Auf das extravertierte Verhalten hatte das Theaterspielen, wie die folgende Abbildung zeigt, ebenfalls einen positiven Einfluss. Den Jugendlichen fiel es nach einem Jahr regelmäßigen Theaterspielens subjektiv leichter, in ihrem Alltag beispielsweise auf andere zuzugehen oder vor Gruppen zu sprechen. Sie hatten mehr Freude daran, in Gesellschaft anderer zu sein. Eine Erklärung dafür ist, dass die Theaterspieler beim Miteinander in der Gruppe Lust zur Darstellung und Spaß an der Präsentation erlebten. Sie wurden durch das Theaterspielen ermutigt, vor Publikum aufzutreten. Sie haben positive Erfahrungen dabei gemacht, was wiederum eine Verhaltensänderung in Richtung größerer Extraversion nach sich zog. Theaterspielen bietet damit einen Erfahrungs- und Übungsraum für Möglichkeiten der Selbstinszenierung, die in der postmodernen Welt erforderlich ist.



Mittelwerte sowie Standardfehler der Mittelwerte der Experimental- und Vergleichsgruppe für alle drei Messzeitpunkte für die Skala „Extraversion“.

Wertebereich 1 bis 5; höhere Werte stehen für extravertierteres Verhalten.

Faszination Theater

Mit der Studie über das „Theaterspielen – und seine Wirkungen“ wird erstmals auf verallgemeinerbarer Grundlage gezeigt, dass die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Medium Theater Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen hat. Die vielschichtigen Erfahrungsbereiche während des ästhetischen Prozesses und die erstaunlichen Transfereffekte, zum Beispiel bezüglich der genannten Kompetenzen, verweisen auf ein besonders effektives und nachhaltiges Lernen im Kontext theatraler Auseinandersetzungen. Offenbar sind mit dem Theaterspielen Lernmodi verbunden, die tief implementierend wirken.

Nicht aus dem Blickfeld geraten sollte jedoch, dass Wirkungen passieren können, aber nicht müssen. Mögliche Wirkungsweisen des Theaterspielens dürfen nicht mit dessen Funktionalisierung verwechselt werden. Die erkannten Effekte stellten sich nur ein, weil Theater um seiner selbst Willen in ernsthafter Weise verstanden und betrieben wurde. Theaterspielen involviert die Akteure auf seine eigene Weise, durch die mit ihm verbundenen ästhetischen Prozesse. Wesentlich sind für die Theaterspieler in allererster Linie der Spaß und die Begeisterung – die Magie, die das Theaterspielen in sich hat. Die ästhetischen Erfahrungsmöglichkeiten sind die Basis aller emanenten Transfereffekte. Ihnen wohnt eine besondere Kraft inne.

Die Studie über das „Theaterspielen – und seine Wirkungen“ wird im noch jungen Feld der Theaterpädagogik als Pionierleistung gesehen, weil sie die erste Untersuchung dieser Art und dieses Umfangs im deutschsprachigen Raum ist. Eine Veröffentlichung ist für das 4. Quartal 2011 geplant.

¹ die Gruppe der Theaterspieler.

² die Gruppe der Jugendlichen, die nicht Theater spielten.

Sozialpsychiatrie: das Psychoseseminar an der ASH Berlin

Heike Dech, Christoph Liebers,
Brigitte Meyer

Die mit der Psychiatrieenquête¹ beginnende Psychiatriereform hat vielfältige Veränderungen in der Versorgungslandschaft hervorgebracht, die sich in den letzten Jahrzehnten von einer wohnortfernen, psychisch Kranke ausgrenzenden Versorgung zu einem gemeindena-



Das Erkennungsbild des Psychoseseminars

hen, lebensweltorientierten ambulanten Angebotsnetz gewandelt hat. Nach der Enthospitalisierung und Dezentralisierung psychiatrischer Angebote hin zu einer gemeindepsychiatrischen Versorgung sind nun Bemühungen im Gange, die Betroffenen- und die Angehörigenperspektive – also die Nutzerperspektive – stärker miteinzubeziehen. In diesem Sinne ist der sozialpsychiatrische Begriff „Dialog“ gemeint, der einen Diskurs zwischen Psychiatrieerfahrenen (Patienten), Angehörigen und Professionellen als unabdingbar für eine qualitativ hochwertige, nutzerorientierte Weiterentwicklung der sozialpsychiatrischen Versorgung fordert. Dialog bezeichnet das gegenseitige offene Gespräch, in dem alle Beteiligten – Psychiatrieerfahrene und ihre Angehörigen, Ehrenamtliche (Bürgerhelfer) und professionelle Helfer – ihre Erfahrungen einbringen und austauschen. Psychiatrieerfahrene als Experten in eigener Sache und An-

gehörige als indirekt Betroffene werden in diesem Konzept als gleichberechtigte Partner in sozialpsychiatrische Planungen und Entscheidungsprozesse einbezogen. Mit dem Prinzip des Dialogs wird zugleich auch das Prinzip der Inklusion verwirklicht.

In diesem Sinne ist ein Psychoseseminar ein Gesprächsforum, in dem Betroffene, Angehörige und Professionelle gleichberechtigt „auf Augenhöhe“ ihre unterschiedlichen Erfahrungen und Perspektiven auf psychische Erkrankungen diskutieren – mit dem Ziel, ein besseres, ganzheitliches Verständnis für Psychosen zu entwickeln und damit nicht zuletzt auch die therapeutischen Ansätze in der Psychiatrie zu verbessern. Entstanden sind die Psychoseseminare aus einer Initiative von Dorothea Buck und Thomas Bock an der Universitätsklinik Hamburg. Ihr Modell wurde in vielen Regionen aufgegriffen und weiterentwickelt, sodass sich mittlerweile eine lebendige Kultur der verschiedenen Psychoseseminare gebildet hat, die sich jährlich auf einer Tagung treffen und austauschen.

In diesem Kontext entstand auch in Marzahn-Hellersdorf Interesse, in Zusammenarbeit mit der ASH ein Psychoseseminar aufzubauen und damit auch die weitere Vernetzung der Hochschule mit der sozialpsychiatrischen Versorgungspraxis voranzubringen. In den letzten beiden Jahren fanden zunächst mehrere Kontaktgespräche statt, dem Psychiatriebeirat des Bezirks Marzahn-Hellersdorf wurden im Juni 2010 von der ASH konzeptuelle Vorschläge unterbreitet, dann gründete sich eine von Beginn an konsequent dialogisch besetzte Vorbereitungsgruppe. Da bis heute leider noch keine Regelfinanzierung für Psychoseseminare existiert, wurde ein „cost sha-

ring“ lokaler sozialpsychiatrischer Akteure und der Alice Salomon Hochschule vereinbart. Die Vorbereitungsgruppe setzte sich zusammen aus zwei aktiven krisenerfahrenen Bürgern und einer engagierten Mutter eines psychoseerfahrenen Sohnes, dem Träger „Lebensnähe“, der Psychiatriekoordinatorin des Bezirks sowie der Beteiligung der Professorin für Sozialpsychiatrie der ASH. Sie stimmten das organisatorische und inhaltliche Konzept weiter ab und konnten in Herrn Liebers einen qualifizierten, dialogisch erfahrenen Sozialpädagogen gewinnen, der das Psychoseseminar seit Beginn in enger Zusammenarbeit mit den Experten aus Erfahrung moderiert. Nachdem im WS 2010/11 eine erste Informationsveranstaltung für potenzielle Interessentinnen und Interessenten stattgefunden hatte, ging es dann im SS 2011 los mit dem ersten dialogischen Psychoseseminar an der ASH. Das Psychoseseminar findet regelmäßig an 6 Veranstaltungsterminen im Semester dienstags um 17:30 Uhr statt. Der spätere Termin wurde bewusst gewählt, um Psychiatrieerfahrenen und Angehörigen, die berufstätig sind oder Behandlungstermine wahrnehmen, die Teilnahme zu ermöglichen. Eine Besonderheit des Psychoseseminars an der ASH ist, dass es sich für interessierte Studierende geöffnet hat. Auf diese Weise können sich Studierende der Gesundheits- und Sozialberufe an den dialogischen Psychoseseminaren beteiligen und dadurch Gelegenheit erhalten, sozialpsychiatrische Behandlung und Versorgung im direkten Austausch zu diskutieren. Zugleich geht es aber auch um die Reflexion eigener Einstellungen, Verhaltensweisen und Gegenübertragungen und um die Auseinandersetzung mit einem humanistischen Menschenbild.

¹ „Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland. Zur psychiatrischen und psychotherapeutischen/psychosomatischen Versorgung der Bevölkerung“ (BT-Drucksache 7/4200 und 7/4201).

Folgenschwere Wahlen

Harte staatliche Repressionen erschüttern die türkische oppositionelle Menschenrechtsorganisation Halkevleri

Filip Lühr

Das Bild über die Türkei in Deutschland ist von einem empfundenen Kontrast zwischen einem „christlichen“ Europa auf der einen und den „islamisch geprägten“ Staaten auf der anderen Seite dominiert. Die Türkei wird aufgrund ihrer geopolitischen Lage mit Assoziationen wie Brücke, Weg oder Pforte versehen, wobei ich keine Richtungsweisung ausmachen kann (von wo? weshalb? wohin?). Diese Bilder fanden in den vielen Gesprächen und Diskussionen, die ich in der Türkei führte, fast keine Erwähnung.

Ich möchte hier die Organisation Halkevleri (eng.: Peoples Houses) vorstellen, in deren Umfeld sich mein Praxissemester gestaltete. Halkevleri (HE) ist türkeiweit in 28 Städten mit über 75 Projekträumen, vorwiegend in armen Wohnvierteln (häufig den sogenannten Gecekondus), vertreten. Diese werden durch drei „merkez“ (zu dt.: Zentrum), also Büros für Plenen, Seminare und Schulungen, ergänzt. Diese befinden sich in Ankara, Istanbul und Izmir. Als sich HE 1932 gründete, traten sie an, um die Volksbildung in der Türkei voranzutreiben. Auch heute werden noch diverse Kultur- und Bildungsangebote gemacht. Sie decken alle klassischen Schulfächer ab sowie vielseitige Musik-, Theater- und Kreativkurse. In der Tradition des Gründungsauftrags sind Alphabetisierungskurse für Frauen eine stete Offerte. Im Rahmen dessen habe ich beispielsweise Englischkurse im „Gültepe Halkevleri“ in Izmir betreut.

Neben diesen gemeinwesenorientierten Bildungsaktivitäten ist HE auf (nicht Partei-) politischer Ebene tätig. Die Aktivistinnen und Aktivisten setzen sich „ehrenamtlich und Vollzeit“ für Menschenrechte und eine wahre Demokratisierung der Türkei ein. Sie gehen auf die Straße für Frauenrechte, (Gebühren-)freie Bildung, Arbeiter/-innen-, Kinder- und Rentner/-innenrechte. Seit einiger Zeit beteiligt sich HE rege an der in der Türkei

wachsenden Umweltschutzbewegung und demonstriert gegen Umweltzerstörung, Atomenergie und die Errichtung von Wasserkraftwerken („HES“), bei deren Bau nicht nur riesige Landstriche zerstört werden, sondern den Menschen auch ihre Lebensgrundlagen genommen werden.

Ich möchte hier meine Sicht auf das zentrale Ereignis dieses Sommers – die großen Parlamentswahlen – darlegen. Mein Blickwinkel ist geprägt von der Haltung, dem Menschenbild und dem damit einhergehenden Aktivismus von HE. Da ich meine gesamte Zeit fast ausschließlich in diesem Umfeld verbrachte, begleitete und prägte die oppositionellen Proteste im Vorfeld der Wahlen sowie ihre tragischen repressiven Konsequenzen vor und nach dem erneuten deutlichen Sieg der AKP meinen halbjährigen Aufenthalt in der Türkei maßgeblich.

Am 12. Juli dieses Jahres fanden die Wahlen zur 24. Großen Nationalversammlung der „Türkiye Cumhuriyeti“ (dt.: Republik Türkei) statt. Der Wahlkampf drehte sich im Wesentlichen um die teils riesigen (bis zu mehreren hunderttausend Teilnehmer/-innen) landesweiten Großkundgebungen der Spitzenpolitiker der drei großen Parteien (AKP von Regierungschef Erdoğan, CHP und MHP). Für die kurdischen Interessen stellten sich Politiker/-innen in Form von unabhängigen Kandidatinnen und Kandidaten auf. 36 von ihnen wurden gewählt. Bei den Wahlen vor vier Jahren waren es noch neun.

Das erste tragische und folgenschwere Ereignis ereignete sich im Rahmen eines solchen parteihysterischen Spektakels in der Kleinstadt Hopa an der Schwarzmeerküste. Wie einige andere Wahlkampfveranstaltungen der AKP wurde auch diese von Protestdemonstrationen begleitet. Dazu hatten die Bewohner/-innen von Hopa aufgerufen. Der pensionierte Lehrer und HE-Aktivist Metin Lokumcu erlitt einen Herzinfarkt, welcher

zweifelsfrei auf den ungerechtfertigten und unverantwortlich schweren Einsatz von Reizgasbomben und Tränengas der Polizei zurückzuführen war. Wenige Stunden später verstarb er im Krankenhaus. Sein Tod löste große Trauer, Erschütterung und Wut aus.

Aus Solidarität mit Metin Lokumcu fanden in den darauffolgenden Wochen und Monaten türkeiweit große Trauerproteste statt. Im Zuge einer dieser Proteste in Ankara ereignete sich ein weiterer erschütternder Vorfall. Im Verlauf des Protests erklimmte die Studentin und HE-Aktivistin Dilşat Aktaş einen Räumungspanzer der Polizei. Sie forderte die schwerbewaffneten Gesetzeshüter/-innen auf, das gewalttätige Vorgehen gegen die Demonstrantinnen und Demonstranten einzustellen. Wenige Stunden danach wurde sie von Zivilpolizisten aufgesucht und brutal zugerichtet. Aufgrund u.a. eines Beckenbruchs musste sie für mehrere Monate ins Krankenhaus und schwere Operationen über sich ergehen lassen. Sie sitzt z. Z. immer noch im Rollstuhl. Infolge dieser zwei tragischen Ereignisse und folgender Proteste wurden 37 Aktivistinnen und Aktivisten, darunter viele von HE, festgenommen und sitzen z. T. immer noch im Gefängnis, viele davon, ohne überhaupt den Grund hierfür zu kennen. Mit dem Vorwurf des Terrors wird jeglicher rechtliche Beistand schwer bis unmöglich gemacht. Dutzende weitere „warten“ noch auf ihre Verhaftung.

Die Demonstrationen in Hopa und Ankara, sowie weitere Repressionen gegen HE beeinflussten unsere Aktivitäten, unsere alltäglichen Diskussionen und meine persönliche Wahrnehmung als, mit EU-Rechten ausgestatteter, abgesicherter, somit privilegierter Student. Aus diesem Privileg heraus habe ich mich entschieden meinen Arkadaşlar (dt.: Freund/-innen) zumindest hier eine kleine Stimme zu geben.

Link:

<http://www.halkevleri.org.tr/> (türkisch)

Schwerpunktthema: Der Mensch im Mittelpunkt



Forschung an der Alice Salomon Hochschule Berlin

Theda Borde, Sieglinde Machocki

Neben der praxisorientierten Lehre hat sich die Forschung in den vergangenen 15 Jahren zu einem zweiten profilbildenden Merkmal der Hochschulen für angewandte Wissenschaften entwickelt. Es zeichnet sich ab, dass ein hoher Bedarf an anwendungsorientierter Forschung mit direkter Verwertbarkeit der Ergebnisse sowie an Forschungstransfer zwischen Hochschulen und Praxis, Wirtschaft und Gesellschaft besteht.

Ebenso spielen die Geistes-, Sozial- und Gesundheitswissenschaften auch im Zusammenwirken mit anderen Disziplinen eine zentrale Rolle bei der Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen.

Die Alice Salomon Hochschule Berlin (ASH) versteht sich als forschungsaktive Hochschule und hat sich als forschungstarke Hochschule profiliert. So konnte die ASH ihre Drittmitteleinnahmen in den letzten Jahren deutlich erhöhen und erreichte allein im Zeitraum

von 2009–2010 eine Steigerung ihres Drittmittelvolumens von 72 %. Forschungsprojekte werden derzeit u. a. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Europäischen Union, dem Land Berlin sowie von Stiftungen, Wirtschaftsunternehmen und anderen Institutionen gefördert. Neben der erfolgreichen Einwerbung von Drittmitteln durch Professorinnen und Professoren der ASH zeichnet sich die positive Forschungsbilanz durch die enge Zusam-

menarbeit mit Praxiseinrichtungen, anderen Hochschulen und Universitäten aus, und auch die Anzahl und Qualität der wissenschaftlichen Publikationen aus der ASH kann sich sehen lassen.

Dies ist umso bemerkenswerter, weil Forschung an Fachhochschulen oft unter schwierigen Rahmenbedingungen stattfindet. So verfügen Fachhochschulen nur über geringe Eigenmittel für die oft erforderliche Kofinanzierung bei Drittmittelprojekten, und anders als an Universitäten gibt es keinen wissenschaftlichen Mittelbau zur Unterstützung der Forschung. Darüber hinaus fehlt den Professorinnen und Professoren angesichts des hohen Lehrdeputats von 18 Semesterwochenstunden die für die Forschung notwendige Zeit. Da jede Unterrichtseinheit eine Vor- und Nachbereitung gleichen Umfangs erfordert, dazu noch Sprechstunden angeboten und Bachelor- wie auch Masterarbeiten betreut werden, ist eine „normale“ 40-Stunden-Woche bereits mit den Lehrverpflichtungen gut gefüllt. Darüber hinaus sind die Professorinnen und Professoren gefordert, in Gremien mitzuwirken, regionale und internationale Partnerschaften aufzubauen und zu pflegen, Wissenstransfer in die Praxis zu leisten, sich bei der Entwicklung der Studiengänge, im Weiterbildungsprogramm der Hochschule sowie auch bei der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses zu engagieren und eben zu forschen.

Vor dem Hintergrund dieser Bedingungen wird deutlich, dass sich Forschungserfolge nicht von alleine ergeben, sondern dass dazu eine klare Zielstellung für Forschung im Hochschulprofil erforderlich ist, auf deren Grundlage gute Rahmenbedingungen für Forschung etabliert werden.

Um das Forschungsprofil ebenso wie den spezifischen Forschungsbeitrag der an der Alice Salomon Hochschule ange-

siedelten Disziplinen Soziale Arbeit, Gesundheit sowie Erziehung und Bildung zu stärken, gehören Forschungskompetenzen und -leistungen der Professorinnen und Professoren neben anderen Qualifikationen seit vielen Jahren zu einem wichtigen Anforderungspro-



fil bei Neuberufungen. Auch bei den Leistungszulagen im Rahmen der W-Besoldung haben (neben Leistungen in der Lehre) Forschungsleistungen und Publikationen einen hohen Stellenwert. Doch wir wissen, dass es nicht reicht, im Leitbild zu proklamieren, dass die ASH eine „forschungsaktive Hochschule“ ist und „Forschung im Dialog mit der Praxis“ erfolgt. Es bedarf auch eines klaren Bekenntnisses zur internen Forschungsförderung, die nicht nur Ziele formuliert, sondern auch unterstützende Maßnahmen und Strukturen umfasst.

Die Alice Salomon Hochschule hat sich zur Forschung als integralem Bestandteil ihres Bildungsauftrages schon bekannt, als dies noch nicht für Fachhochschulen gesetzlich verankert war. Daher kann die ASH auf ein erprobtes und ausdifferenziertes Instrumentarium zur internen Forschungsförderung zurückgreifen. So bietet die Hochschule ihren Professorinnen und Professoren

erstens die Möglichkeit, sich auf Antrag bei der Kommission für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs alle vier Jahre ein Semester komplett einem Forschungsvorhaben zu widmen. Zweitens können Professorinnen und Professoren der ASH ihr Lehrdeputat um 1–4 Semes-

terwochenstunden (SWS) reduzieren, um damit Freiraum für die Forschung zu schaffen. Das zur Verfügung stehende Stundenkontingent ist allerdings so begrenzt, dass den meisten Anträgen nicht in vollem Umfang stattgegeben werden kann. Oft erhält die Professorin/der Professor statt der beantragten 4 SWS nur 2 oder 3 SWS Lehrermäßigung zu Forschungszwecken. Drittens unterstützt die ASH Professorinnen und Professoren finanziell bei der Publikation ihrer Forschungsergebnisse. Viertens stellt die ASH den Professoren eine Forschungsreferentin mit der Hälfte der wöchentlichen Arbeitszeit zur Unterstützung bei der Drittmittelakquise und eine weitere Stelle in der Haushaltsabteilung für die Drittmittelverwaltung zur Verfügung. Um den wachsenden Forschungsaktivitäten gerecht zu werden, sollen beide Bereiche ab 2012 personell aufgestockt werden. Schon jetzt kann die Vorbereitung von Drittmittelanträgen durch Werkverträge unterstützt werden.

Der Erfolg zeigt einerseits, dass diese Formen der internen Forschungsförderung sinnvoll sind. Andererseits zeichnet sich ab, dass für die Förderung der Forschung an Hochschulen für angewandte Wissenschaften spezifische externe Forschungsförderinstrumente und -programme nötig sind und verstärkt werden sollten.

Im Land Berlin wurden im Rahmen der Entwicklung des Wissenschaftsstandorts neue Förderstrukturen für die For-

schung geschaffen. Im Fokus steht dabei nicht nur die Einstein Stiftung und die damit verbundene Spitzenforschung, sondern auch die Förderung und Entwicklung der angewandten Forschung. Das 2009 gegründete Institut für angewandte Forschung (IFAF), in dem die vier staatlichen Berliner Hochschulen in Forschungsprojekten miteinander kooperieren, fördert den Wissenstransfer zwischen Wirtschaft, Gesellschaft und Hochschulen und mobilisiert die Potenziale der interdisziplinären Zusammenarbeit. Durch die gezielte Förderung der Forschung an Hochschulen für angewandte Wissenschaften werden über

das IFAF auch die Drittmittelfähigkeit bzw. die Chancen der Berliner Fachhochschulen im Wettbewerb um weitere Drittmittel für Forschung gestärkt. Das IFAF stieß einen dynamischen Prozess für die Forschung an.

Konkret zieht das IFAF folgende positive Bilanz: In den vergangenen zwei Jahren konnten 23 Verbundprojekte zwischen jeweils zwei Berliner Hochschulen gefördert werden, mehr als 50 regionale Unternehmen und andere Organisatio-

nen (kleine, aber auch große Unternehmen, Krankenhäuser, „social-profit“-Organisationen u. a.) wurden einbezogen, mehr als 40 wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Rahmen der Forschungsprojekte beschäftigt; Drittmittelanträge wurden kofinanziert und Lehrabminderungen für Professorinnen und Professoren finanziell unterstützt; durch die enge Verknüpfung von Lehre und Forschung wurden Studierende weiterqualifiziert.

der externen Förderung. In Zusammenarbeit mit den Berliner Universitäten hat die ASH bereits mehrere Promotionskollegs bzw. -colloquien eingerichtet, die sehr unterschiedliche Strukturen aufweisen.

Eins davon dient speziell der Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen an der ASH, nämlich das Alice-Salomon-Stipendienprogramm. Es umfasst neben dem Colloquium Stipendien sowie umfangreiche Qualifizierungsmaßnahmen und wird aus Landesmitteln wie auch aus Eigenmitteln der ASH finanziert.

Ein anderes, das Graduiertenkolleg „Multimorbidität im Alter“ mit Sitz an der Charité, wird von zahlreichen Kooperationspartnerinnen und -partnern aus Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen getragen und von der Robert-Bosch-Stiftung gefördert. Es eröffnet jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus verschiedenen gesundheitsrelevanten Disziplinen die Chance, über ein Thema im Zusammenhang mit multimorbiditätsbezogenen Phänomenen im höheren Lebensalter zu promovieren.

Die weitere Förderung von kooperativen Forschungskollegs mit integrierten Promotionsmöglichkeiten aus Bundesmitteln ist für die Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses von besonderer Bedeutung. Aus der Sicht der Alice Salomon Hochschule gilt dies insbesondere in Fächern, die nicht an Universitäten vertreten sind.

Das Themenspektrum der an der ASH geleisteten Forschung ist vielfältig und schließt sowohl sozialwissenschaftliche als auch pädagogische und gesundheitswissenschaftliche Fragestellungen und Forschungsansätze ein. Immer geht es um Forschung und Entwicklung in Kooperation mit der Praxis. Einige der Forschungsprojekte sind eher regional, andere international ausgerichtet.

Die in dieser Ausgabe der *alice* vorgestellten Forschungsprojekte ermöglichen einen Einblick in einige der derzeit



Die Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die die ASH mit großem Einsatz betreibt, bedarf ebenfalls

Die Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die die ASH mit großem Einsatz betreibt, bedarf ebenfalls



Alice Salomon Archiv, 2008 Foto: Anja Thieme

laufenden Studien. Während sich die Versorgungsforschung der ASH beispielsweise mit dem Einfluss von sozialer Lage und Migration auf Schwangerschaft und Geburt, dem Versorgungsbedarf von Krebspatientinnen und -patienten in der häuslichen Pflege, der gesundheitlichen Versorgung von Menschen mit Demenz in betreuten Wohngemeinschaften oder Schlafstörungen bei älteren Menschen beschäftigt, konzentrieren sich andere Untersuchungen auf die Qualitätsentwicklung von Bildungseinrichtungen, z. B. durch Forschungen zum naturwis-

senschaftlichen Lernen in Lernwerkstätten oder durch die Analyse von Erzieherinnengesundheit und Strukturqualität in Kindertagesstätten. Betriebliche Gesundheitsförderung, wie sie im Rahmen des Projekts „alice gesund“ derzeit an der ASH praktiziert wird, basiert auf wissenschaftlichen Analysen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Studierendenbefragungen. Wieder andere Studien konzentrieren sich auf die Themenbereiche Inklusion, Partizipation und Gemeinwesenforschung. Ebenso bietet das Alice Salomon Archiv

in Berlin-Schöneberg eine hervorragende Grundlage für Studien zur Entwicklung der Sozialen Arbeit sowie zum Leben und Werk Alice Salomons. Seit 2011 fördert das Institut für angewandte Forschung für zwei Jahre ein interdisziplinäres Verbundforschungsprojekt der ASH mit der Hochschule für Technik und Wirtschaft, bei dem neue Formen der Informationsvisualisierung, Navigation und kontextbezogenen Suche am Beispiel ausgewählter Schriften Alice Salomons entwickelt werden.

Während die Forschungsschwerpunkte der Alice Salomon Hochschule bisher eng an den Studiengängen orientiert waren und entsprechend Soziale Arbeit, Gesundheit, Erziehung und Bildung in der Kindheit umfassen, ist die ASH jetzt im Prozess, ihre Forschungsschwerpunkte neu zu definieren und dabei auch fächerübergreifende Forschungsschwerpunkte zu bilden.

Wie an den Universitäten bereits erfolgt, sind jetzt die Hochschulen für angewandte Wissenschaften von der Hochschulrektorenkonferenz aufgefordert, anhand einer Forschungslandkarte die öffentliche Präsenz ihrer Forschungsleistungen für die allgemeine Öffentlichkeit, potenzielle Auftraggeber, Politik und Wirtschaft, Verbände und Stiftungen sichtbar zu machen und drei Forschungsschwerpunkte zu benennen, die für die Hochschule profilbildend sind. Diese sollen mit Daten zu eingeworbenen Drittmitteln sowie Publikationen und anderen relevanten Indikatoren unterlegt sein und von mehreren Professorinnen und Professoren getragen werden. Derzeit werden die Datengrundlagen zusammengestellt, um dann in Abstimmung mit den zuständigen Gremien die profilbildenden Forschungsschwerpunkte der ASH genau zu benennen.

Was bedeutet Innovation im Bereich Soziales, Gesundheit, Erziehung?

Christine Labonté-Roset

In der Broschüre des BMBF von 2006 über Forschung an Fachhochschulen heißt es auf S. 4: „Im Fachhochschul-Programm werden Forschungs- und Entwicklungsprojekte in den Themenbereichen Ingenieur-, Natur- und Wirtschaftswissenschaften gefördert. Weiter ist vom „anwendungsbezogenen Wissens- und Technologietransfer zwischen Fachhochschulen und Unternehmen“ die Rede. Im Vorwort spricht Frau Schavan davon, „neue oder verbesserte Produkte und Dienstleistungen zu entwickeln und [...] auf den Märkten zum Einsatz zu bringen“.

Die über 80 Fachbereiche für Sozialwesen, über 50 im Pflege- und Gesundheitsbereich, und nicht zuletzt die seit 2004 bereits über 60 neu gegründeten Studiengänge im Erziehungs- und Bildungsbereich für Kinder, Fachbereiche also, deren Absolventinnen und Absolventen in den größten Wirtschaftssektoren in Deutschland arbeiten und dort gesellschaftlich absolut notwendige Dienstleistungen erbringen, kommen gar nicht vor.

2010 wurde von der Bundesregierung zum 2. Mal die „Ideen. Innovation. Wachstum. – Hightech-Strategie 2020 für Deutschland“ aufgelegt, die fünf Förderbereiche umfasst: Klima/Energie, Mobilität, Sicherheit, Kommunikation, Gesundheit und Ernährung. Im Beirat, der Forschungsempfehlungen geben soll, sind neben Vertretern von Wissenschaftseinrichtungen Großkonzerne wie Siemens, Daimler und E.ON vertreten.

Öffentliche Forschungsförderung

Ich nenne diese Beispiele von öffentlicher Forschungsförderung, um auf die hier zu findende Verengung des Begriffs der anwendungsbezogenen Forschung auf Technik Natur- und Wirtschaftswissenschaften hinzuweisen, die ihre Auswirkungen durchaus auch auf andere

Drittmittelgeber wie Stiftungen etc. hat. Dies war keineswegs immer der Fall. Zu Beginn des ersten FH-Förderprogramms des damaligen BMFT wurden zunächst alle an den Fachhochschulen vorhandenen Bereiche gefördert, an der ASH wurden unter anderem Projekte wie z. B. „Evaluation sozialpädagogischer Familiendienste“ oder das Projekt „Rehabilitation Pflegebedürftiger“ finanziert.

Im Jahre 2003 wurde die erneute Ausschreibung dieses Förderprogramms auf die Bereiche der Ingenieurs-, Natur- und Wirtschaftswissenschaften beschränkt und die Einbeziehung von Wirtschaftspartnern vorgeschrieben. Die sozial- und gesundheitswissenschaftlichen Fachbereiche wurden darauf verwiesen, dass sie sich an die allgemeine Forschungsförderung des Bundesministeriums wenden könnten.

Die Bereiche Sozialwesen und Pflege/ Gesundheit sind erfolgreich

Die Einbeziehung von Partnern aus der jeweiligen Berufspraxis für Forschung und Entwicklung erscheint mir sehr sinnvoll und notwendig, allerdings ist die Beschränkung allein auf Unternehmen viel zu eng. Ich möchte dabei auf das im Jahre 2000 vom Schweizerischen Nationalfonds für Forschung eingeführte Programm zur Förderung von Forschung an Akademien, den späteren Fachhochschulen, namens DORE (Do Research) hinweisen, das von Anfang an diese Förderungsbedingung hatte. Vertreter der Berufspraxis, wie z. B. Firmen, Krankenhäuser, Krankenkassen, öffentliche Einrichtungen, Wohlfahrtsverbände etc., mussten sich dabei in der Form beteiligen, dass sie entweder Geld oder Personal oder beides für die Forschung und die jeweilige Umsetzung der Ergebnisse zur Verfügung stellten.

Da ich im Jahre 2005 eine von 5 internationalen Gutachterinnen war, die die bisherigen Ergebnisse dieses Programms für den Nationalfonds evaluieren sollten

(ich war die einzige, die von einer Fachhochschule kam), kenne ich dieses Programm näher. Eines der erstaunlichsten Ergebnisse war, dass die Bereiche Sozialwesen und Pflege/Gesundheit die meisten erfolgreich durchgeführten Projekte, einschließlich ihrer Umsetzung, aufweisen konnten.

Ein weitergehender Innovationsbegriff ist erforderlich

Dies heißt für mich, die Verkürzung von Innovation auf Patente oder rein wirtschaftliche Produkte, wie sie sich faktisch aus den Förderbedingungen des Bundes ergibt, ist viel zu eng. Ein weitergehender Innovationsbegriff muss die allgemein gesellschaftlich vorhandenen Fragen und Probleme und deren mögliche Lösungen einschließen.

Ein erster Schritt in diese Richtung wurde, nachdem die Kritik am Ausschluss unserer Fach- und Praxisbereiche in der Bundesförderung nicht abbrach, im Jahre 2009 gemacht, als das BMBF das FH-Programm „Soziale Innovationen für Lebensqualität im Alter“ (SILQUA-FH) einrichtete. Dies wurde ausdrücklich damit begründet, dass „vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und der sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen [...] Forschungsbeiträge der Fachhochschulen zur Verbesserung der Lebensqualität, der Wahrung von Selbständigkeit und Würde älterer, vor allem von Alterserkrankungen betroffener Menschen zu initiieren“ seien (www.bmbf.de/de/1314.php).

Damit werden große gesellschaftliche Probleme erfasst, und den Fachhochschulen wird damit auch öffentlich die Kompetenz, sie – zumindest teilweise – lösen zu können, zugesprochen. Und die Kolleginnen und Kollegen nahmen diese Möglichkeiten gerne wahr und stellten viel mehr interessante und gute Anträge als dann gefördert werden konnten (zwischen 2008–2011 206 Anträge, 47 davon gefördert).

Wichtige soziale Fragen und Probleme

An unserer Hochschule wurde das Projekt „Forschungsbasierte Qualitätsentwicklung zur Stärkung von Lebensqualität und präventiven Potenzialen in ambulant betreuten Wohngemeinschaften für pflegebedürftige ältere Menschen“ gefördert, das einen Schwerpunkt auf Demenz-Erkrankte legte. Das BMBF nannte dieses Projekt ein Leuchtturmprojekt und seine Ergebnisse führten in Deutschland zu einem „Boom“ in der Einrichtung solcher Wohngemeinschaften.

Dennoch gibt es an diesem Programm auch Kritikpunkte, die sich auf die mangelnde Transparenz der Begutachtungsverfahren, auf den Ausschluss kleinerer Praxispartner – durch die mindestens 20% geldwerte Beteiligung an den Forschungskosten – und auf die relative Enge des Themenbereichs beziehen.

Das heißt, es ist zu fragen, ob es keine anderen wichtigen sozialen Fragen und Probleme gibt, die auch der Forschung und der Entwicklung erfolgreicher Lösungsmodelle bedürften.

Um die Forderung nach Erweiterung des Innovationsbegriffes in der angewandten Forschung zu begründen, möchte ich einige Projekt-Beispiele aus den Bereichen Sozialer Arbeit, Gesundheit und Erziehung nennen, deren Umsetzung durchaus zur Lösung gesellschaftlicher Probleme beiträgt.

Die meisten kommen direkt aus der ASH, aber beginnen möchte ich mit einem Schweizer Beispiel, dem Baseler Verein für Sozialökonomie, der sich aus der Erforschung der Lebensbedingungen von Langzeitarbeitslosen heraus entwickelte. Es wurde ein Netzwerk gegründet, das zunächst mit einem Tauschring von Kompetenzen und Fähigkeiten verschiedener Personen begann, (z. B. Haarschneiden oder Mathematikunterricht), dann erste Kleinfirmen entwickel-

te, die Selbstständigkeit ermöglichten und den Austausch der Erfahrungen damit, aber allmählich auch Kleinkredite zur Schaffung neuer Projekte ermöglichte. Heute hat sich ein ganzes Netzwerk von miteinander kooperierenden kleinen Firmen und Genossenschaften daraus entwickelt, das auf Nachhaltigkeit setzt und auch eine lokale Währung einführt.

Das Forschungs- und Praxisprojekt „Mentoring mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund“ trägt inzwischen dazu bei, dass in den beteiligten Schulen sehr viel mehr dieser Jugendlichen einen Schulabschluss machen und z. T. bis zum Studium kommen.

Ähnliche positive Ergebnisse erzielt unser An-Institut „IPLE“, das alternative Schulprogramme für Schulversager und Schulverweigerer aus entsprechenden Forschungsprogrammen entwickelte, die jetzt in mehreren Bundesländern eingesetzt werden: Über 70% der Teilnehmer/-innen machen einen erfolgreichen Abschluss.

Im Gesundheitsbereich möchte ich noch das Projekt „Entwicklung ambulanter Pflegemodelle für chronisch Schwerkranken“ nennen, das mit ambulanten Pflegediensten und Krankenhäusern zusammen arbeitet.

Zusammen mit der Technischen Hochschule Beuth und Herstellern haben Erziehungswissenschaftler bei uns Lernwerkstätten für Kleinkinder entwickelt, um sie spielerisch an die MINT-Fächer heranzuführen, denn das Desinteresse von Schülern an diesen Fächern wird immer wieder beklagt.

Wie also sollte ein erweiterter Innovationsbegriff im Bereich angewandter



Forschung aussehen? Ich würde gerne von „strategischer Innovation“ sprechen und meine damit, dass es sich um Veränderungen sehr unterschiedlicher Art handelt, wobei Patente, neue oder verbesserte wirtschaftliche Produkte selbstverständlich dazugehören. Diese Veränderungen sollen vorhandene Fragen und Probleme entscheidend verbessern und/oder gar lösen und zwar in allen gesellschaftlich relevanten Bereichen. Deshalb möchte ich sie auch „strategische Innovationen“ nennen, da sie ihr jeweiliges Feld durchaus drastisch beeinflussen können und sollen. Dadurch hoffe ich auch darauf, dass die von unseren Fächern vertretene Forschung als genauso anwendungsrelevant und lösungsorientiert begriffen wird.

Zum Schluss möchte ich auf eine Innovation im Bereich der Förderung anwendungsbezogener Forschung hinweisen, die ich für einen wichtigen Meilenstein für die FH-Forschung halte und an deren Entwicklung ich beteiligt war. Es handelt sich um die Gründung des Institutes für Angewandte Forschung (IFAF) durch die vier staatlichen Hochschulen Berlins. Näheres über dieses Institut und die Besonderheiten, die es auszeichnen, können Sie in dem Interview mit Werner Gegenbauer und mir in dieser Ausgabe erfahren, siehe Seite 51.

Ambulant statt stationär – Wohnen mit Intensivbetreuung (Wml) für Menschen mit schweren Hirnschädigungen und (Mehrfach-)Behinderungen:

Evaluation eines Modellprojektes der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Sabrina Naber, Johannes Gräske,
Karin Wolf-Ostermann

Hintergrund

Im § 9 des Neunten Sozialgesetzbuches werden explizit erweiterte Wunsch- und Wahlrechte von Menschen mit Behinderungen betont. Hieraus ergibt sich nicht zuletzt, dass es Menschen mit Behinderungen besser als bisher ermöglicht werden muss, ihre individuelle Lebens- und Wohnsituation selbst zu bestimmen. Dazu gehört ein entsprechendes Wohnangebot. Insbesondere sollte es

trag zur Besserstellung von Menschen mit Behinderungen zu leisten. Durch ihr Engagement können neue politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Rahmenbedingungen für Menschen mit Behinderungen geschaffen werden, die ihre gesellschaftliche Teilhabe sowie deren Selbst- und Fremdwahrnehmung verbessern (Dederich 2009). Um diese Ziele erreichen zu können, müssen Menschen mit Behinderungen in den Alltag integriert und nicht – wie bisher häufig geschehen – sozial oder räumlich ausgegrenzt werden. Menschen mit Behinderungen wünschen sich die gleichen

dem gesellschaftlichen Auftrag nach, die Wahlmöglichkeiten an Wohnangeboten für Menschen mit Behinderungen zu diversifizieren und damit eine echte, zeitgemäße Alternative für diese Zielgruppe zu schaffen. Menschen mit erworbenen Hirnschädigungen und schweren mehrfachen Behinderungen wird damit erstmals seit Jahren die Chance geboten, aus einem stationären Dauerwohnen in intensiv sozialpädagogisch und pflegerisch (ambulant) betreute Wohngemeinschaften umzuziehen. Insgesamt konnten 34 Bewohner/-innen aus der stationären Versorgung im Fürst Donnersmarck-Haus (FDH) in Berlin Frohnau im Rahmen dieses Projektes in Wohngemeinschaften mit einer ambulanten Intensivbetreuung in Tempelhof und in Pankow umziehen. In dieser neuen Wohnform haben die Bewohner/-innen der FDST nach vielen Jahren erstmalig die Chance, trotz schwerer gesundheitlicher Beeinträchtigungen den von ihnen gewünschten Lebens- und Wohnstilen individuell Ausdruck zu verleihen und ihren Alltag gemäß ihrer ganz persönlichen Wünsche und Vorstellungen zu gestalten.



Bewohnerin im Wml-Standort Tempelhof

die Möglichkeit geben, in ambulant betreuten Wohnformen ein Höchstmaß an individuell möglicher Selbstständigkeit und Selbstbestimmung zu erreichen. Grundsätze einer modernen Behindertenpolitik stellen daher Normalisierung, Selbstbestimmung, Integration und Regionalisierung dar (vgl. SGB IX in Schulin 2008 und McManama 1994). Verbände, Leistungsanbieter, Kostenträger sowie Vertreter von Behörden und der Wohnungswirtschaft sind hierbei als relevante Akteure anzusehen, die in der Lage sind, einen wesentlichen Bei-

tragsbeitrag zur Lebensgestaltung wie Menschen ohne Behinderungen (Art. 3 GG: Bundesministerium der Justiz 2009 und Aselmeier 2007). Auf den Bereich des Wohnens trifft dies ganz besonders zu, da Menschen mit Behinderungen viel stärker an ihren Wohnort gebunden sind. Hierbei ist insbesondere die Einrichtung von bedarfs- und wohnortnahen Versorgungsstrukturen wichtig (Jantzen 2003).

Mit ihrem Modellprojekt „Wohnen mit Intensivbetreuung“ (Wml) kommt die Fürst Donnersmarck-Stiftung (FDST) zu Berlin

Durch die Realisierung des Grundsatzes „ambulant vor stationär“ wird nicht nur die Partizipation, sondern auch die Selbstbestimmung der Bewohner/-innen gefördert. Ein wesentlicher Schritt in Richtung Normalisierung und Partizipation im gesellschaftlichen Kontext wird durch den Umzug ins Wml vollzogen. Die Zielgruppen der geplanten Untersuchung tauschen ihren Status vom Bewohner des stationären Dauerwohnens gegen die Position des Mieters oder Klienten. Mit dem Umzug ins Wml kommt es zum Abschluss eigener (getrennter) Miet- und Betreuungsverträge, bei denen sich ein echtes Selbstbestimmungsrecht durch tatsächlich gegebene Wunsch- und Wahlmöglichkeiten ausdrückt.

Ziele des Projektes

Das Pilotprojekt Wml ist ein neues Wohnkonzept der FDST für Menschen mit schweren Behinderungen und hohem Unterstützungsbedarf. Die Teilnehmer/-innen sind langjährige Bewohner/-innen des stationären Dauerwohnens der FDST mit überwiegend schweren Hirnverletzungen. Das Modellprogramm Wml der FDST wird von der Alice Salomon Hochschule Berlin (ASH) unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Wolf-Ostermann wissenschaftlich begleitet und evaluiert. Dabei hat die Evaluation die Aufgabe, zu zeigen, welche Effekte im Bereich gesundheitlicher, sozialer aber auch finanzieller Faktoren im Zusammenhang mit der neuen Betreuungsform erkennbar sind. Zusätzlich soll die Evaluation aufzeigen, unter welchen Voraussetzungen diese neue Versorgungsform in eine Regelversorgung übertragen werden kann. Hierbei steht folgende übergreifende Fragestellung im Mittelpunkt: Verändern sich die betreffenden Bewohner/-innen im Hinblick auf Selbstbestimmung und Partizipation durch die neuen Wohn- und Lebensbedingungen – und falls ja, welche Veränderungen treten auf? Hintergrund dieser Fragestellung ist, dass der Ausbau selbstbestimmter, ambulant betreuter Wohnformen auf eine Verbesserung der Selbstbestimmung und Partizipation von Menschen mit Behinderungen abzielt.

Methodik

Als Forschungsdesign wurde für die wissenschaftliche Begleitung ein zweigliedriges Erhebungsdesign gewählt, das sowohl den Einsatz qualitativer als

auch quantitativer Methoden in einem Längsschnittdesign umfasst. An der Studie werden im Rahmen von Selbst- und Fremdeinschätzungen gesundheitliche und psychosoziale Outcomes von 40 Bewohnerinnen und Bewohnern erhoben. Innerhalb von zwei Jahren werden erstmalig vor dem Umzug (Baseline-Erhebung zu t₁), anschließend drei Mal im Abstand von 6 Monaten (t₂, t₄) Befragungen in den jeweiligen Einrichtungen durchgeführt. Neben den zwei Wml-Standorten in den Bezirken Berlin-Tempelhof (Gruppe 1) und Berlin-Pankow (Gruppe 2) werden zum Vergleich Befragungen mit verbleibenden Bewohnerinnen und Bewohnern des stationären Dauerwohnens (Gruppe 3) am ursprünglichen Standort im Fürst-Donnersmarck-Haus (FDH) in Berlin-Frohnau durchgeführt.

Die Interviews gliedern sich in Selbsteinschätzungen durch die Bewohner/-innen sowie Fremdeinschätzungen durch die Mitarbeiter/-innen der Einrichtung; ergänzend werden Patientenakten sowie computergestützte Dokumentationsquellen herangezogen. Das Befragungsmaterial setzt sich aus standardisierten, überwiegend international validierten Assessments in Form von Multiple-Choice-Fragebögen, eigenen geschlossenen Fragenkomplexen sowie ergänzend aus offenen Fragen zusammen. Betrachtete Outcomeparameter sind neben sozialen und demografischen Faktoren u. a. Funktionsfähigkeit (Erweiterter Barthel-Index), Hilfebedarf (Metzler H.M.B.-W), Lebensqualität (EQ5-D, WHOQoL-Bref), Angst und Depression (HADS) sowie Teilhabe (WHODAS II). Die Auswertung der erhobenen Daten

erfolgt unter Verwendung deskriptiver, explorativer und induktiver statistischer Verfahren mithilfe des Programms SPSS (Version 17.0).

Schlussfolgerung

Derzeit befindet sich das Projekt noch in der Evaluationsphase. Erste Ergebnisse lassen darauf hoffen, dass mit dem Umzug in die ambulant betreuten Wohnformen tatsächlich neue Entwicklungen für die Bewohner/-innen in Bezug auf Partizipation und Selbstbestimmung angestoßen werden konnten (Wolf-Ostermann K 2011). Nach Abschluss der Evaluation im Frühjahr 2012 werden die gewonnenen Erkenntnisse belastbar Aufschluss darüber geben, ob und in welchem Ausmaß diese neue Wohn- und Betreuungsform eine Verbesserung in den verschiedenen Bereichen wie beispielsweise Verbesserung der Lebensqualität bzw. des allgemeinen Gesundheitszustands etc. für die Bewohner/-innen mit sich bringt. Insgesamt soll die systematische und unabhängige Evaluation die Möglichkeit eröffnen, einzelne Konzeptelemente, die im Modellprogramm erprobt werden, als besonders wirksam zu identifizieren und für den späteren Transfer in die weitere Praxis nutzbar zu machen. Mithilfe der Ergebnisse dieser Längsschnittstudie kann das Wml-Modellprojekt in Zukunft eine neue ambulante Wohn- und Betreuungsform für Menschen mit schweren Behinderungen werden, in der die Menschen individuell und selbstbestimmt leben können.

Link: <http://www.ash-berlin.eu/forschung/aktuelle-projekte/wmi/> <http://www.fdst.de/wmi/>

Literatur

- Aselmeier, L. (2007): Community Care und Menschen mit geistiger Behinderung Gemeinwesenorientierte Unterstützung in England, Schweden und Deutschland. Siegen, S. 59.
- Dederich, M., Jantzen, W. (Hrsg.) (2009): Behinderung und Anerkennung. Kohlhammer, Stuttgart.
- Jantzen, W. (2003): De-Institutionalisierung in einer Großeinrichtung der Behindertenhilfe. In: Behindertenpädagogik, 39, 2000, (4), S. 338–351. Berlin.
- McManama, B. (1994): „Normalisierung – Prinzipien, die das Leben von Menschen mit Behinderungen verändern sollten. Eine Wegbeschreibung“. In: Zur Orientierung 1994 und „Selektion versus Integration – Grundkonzepte der Heilpädagogik, Behindertenpädagogik heute jenseits von Desintegration, Defizitorientierung und Therapeutisierung?“, Vortrag an der FH Görlitz vom 21. 11.1994.
- Schulin, B. v. (2008): Sozialgesetzbuch (SGB): Allgemeiner Teil, Arbeitsförderung, Gem. Vorschriften, Kranken-, Renten- und Unfallversicherung, Kinder-/Jugendhilfe, Rehabilitation, Verwaltungsverfahren, Verwaltungsverfahren, Pflegeversicherung, Sozialhilfe, 37. Auflage, München.
- Wolf-Ostermann, K. (2011): Supported living accommodations for people in need of intensive assistance: First results of a new housing project in Germany. Journal of Neurology. 258 (Suppl 1): 187.

Von der Analyse des Ist-Zustandes zur Entwicklung von Handlungskonzepten:

Interventionsstudie zur Verbesserung der Schlafqualität von Heimbewohnerinnen und -bewohnern in INSOMNIA II

Michaela Pantke, Joachim Kuck

Einleitung

Das Forschungsprojekt INSOMNIA ist im Frühjahr dieses Jahres in die zweite Runde gestartet. In der ersten Förderphase von Januar 2008 bis Februar 2011 standen die Verbreitung und der Umgang mit Schlafstörungen von Heimbewohnerinnen und -bewohnern im Mittelpunkt unserer Untersuchungen. In der nun laufenden Phase II von INSOMNIA wollen wir einen nicht-medikamentösen Behandlungsansatz zur Verbesserung der Schlafqualität im Pflegeheim erproben.

Das Konzept für die geplante Intervention in dem Projekt INSOMNIA II beruht auf den Erfahrungen und Befunden aus den zurückliegenden drei Jahren der ersten Forschungsphase von INSOMNIA. Über dieses Projekt wurde in der *alice* bereits in den Ausgaben 16/2008 (S. 70–72), 18/2009 (S. 50–53) und 20/2010 (S. 28–29) berichtet. Eine umfassende Darstellung der Forschungsergebnisse aus INSOMNIA I wird das Buch „Schlafqualität und Management von Schlafstörungen im Alter“ enthalten, das von Prof. Dr. Garms-Homolová und Prof. Dr. Flick herausgegeben und voraussichtlich Anfang 2012 im Hogrefe Verlag erscheinen wird.

Der Hintergrund

Die Untersuchungen aus INSOMNIA I zeigten uns, dass jede/-r fünfte Heimbewohner/-in allnächtlich an schweren Schlafstörungen leidet. Diese Schlafstörungen können sehr unterschiedliche Ursachen haben. Einerseits nimmt der Schlafbedarf im Alter aufgrund von physiologischen Veränderungen ab. In der Folge schlafen die alten Menschen nicht mehr so tief und sind durch äußere Reize leichter erweckbar. Daneben leiden viele Heimbewohner/-innen an alterstypischen Erkrankungen (wie z. B. Demenz, Altersdepression, Rest-

less-Leg-Syndrom usw.), die Schlafstörungen verursachen können. Das Leben im Pflegeheim ist zusätzlich häufig geprägt durch Inaktivität und Langeweile, die die Schlafqualität negativ beeinflussen können. Auch die nächtlichen pflegerischen Routinen können sich störend auf den Schlaf der Heimbewohner/-innen auswirken.

Eine Verharmlosung von Schlafstörungen wird der Tragweite des Problems nicht gerecht. Der Einfluss von Schlafstörungen auf das Wohlbefinden der Betroffenen ist erheblich. Darüber hinaus beeinträchtigen sie deren Konzentrationsfähigkeit, Aufmerksamkeit, kognitive Leistungsfähigkeit und Lebensqualität. Schlafstörungen gelten bei älteren Menschen auch als ein Risikofaktor für eine Reihe von psychiatrischen, kardiovaskulären und zerebrovaskulären Erkrankungen.

Eine medikamentöse Behandlung von Schlafstörungen ist oftmals mit Risiken und Nebenwirkungen verbunden. Daher sollten vor der Einnahme von schlaffördernden Medikamenten zunächst nicht-pharmakologische Behandlungsmaßnahmen ausprobiert werden. Unsere Untersuchungen aus INSOMNIA I zeigten jedoch, dass das Problembewusstsein und das Wissen der Pflegenden hinsichtlich der Möglichkeiten, Schlafprobleme zu erkennen und die Schlafqualität positiv zu beeinflussen, eher gering sind.

Wie oben beschrieben sind für Schlafstörungen bei Heimbewohnerinnen und -bewohnern viele Einflussfaktoren verantwortlich. Deswegen scheinen auch Behandlungskonzepte, die auf verschiedenen Ebenen gleichzeitig ansetzen, am ehesten Erfolg zu versprechen. In einer kürzlich veröffentlichten Studie ist es beispielsweise in US-amerikanischen Pflegeheimen gelungen, die Schlafdauer der Bewohner/-innen signifikant zu verlängern und ihre Einschlafzeiten zu

verkürzen, indem man ihnen über einen längeren Zeitraum tägliche Bewegungsübungen und soziale Aktivitäten angeboten hat (Richards et al., 2011).

Das Projekt und die Methoden

Für die zweite Phase des Projektes INSOMNIA ist eine clusterrandomisierte, zweiarmige, kontrollierte Interventionsstudie geplant, mit der die folgenden Forschungsfragen beantwortet werden sollen:

1. Kann durch soziale Aktivierung und körperliche Mobilisation die Schlafqualität von Heimbewohnerinnen und -bewohnern verbessert werden?
2. Kann durch Fortbildungsmaßnahmen das Problembewusstsein und das professionelle Handeln von Pflegenden in Pflegeheimen hinsichtlich der Prävention und Behandlung von Schlafstörungen verbessert werden?

Die Studie soll mit 200 Heimbewohnerinnen und -bewohnern in 14 Pflegeheimen in Berlin durchgeführt werden. Einem Teil der Heimbewohner/-innen werden über zwei Monate lang mehrmals wöchentlich Bewegungsübungen durch Physiotherapeutinnen und -therapeuten sowie soziale Aktivitäten in Kleingruppen durch Ergotherapeutinnen und -therapeuten angeboten. Vor und nach der Interventionsphase werden Schlafdauer und Schlafqualität dieser Heimbewohner/-innen gemessen und mit einer nicht behandelten Gruppe von Heimbewohnerinnen und -bewohnern verglichen.

Die Schlafqualität der Studienteilnehmer/-innen wird anhand von Bewegungsdaten gemessen, die mithilfe eines „Aktigrafen“ gewonnen werden. Bei den Aktigrafen handelt es sich um kleine, leichte elektrische Geräte in der Größe und der Form einer Armbanduhr, die für

den Messzeitraum am Handgelenk getragen werden, dabei aber kaum stören. Die aufgezeichneten Bewegungsdaten erfassen körperliche Ruhe- und Aktivitätsphasen und ermöglichen so Aufschluss über den Schlaf-Wach-Rhythmus und die damit eng verknüpfte Schlafqualität.

Bei der zweiten Intervention handelt es sich um eine Fortbildung, die sich an die Pflegenden in den teilnehmenden Pflegeheimen richtet. Durch die Inhalte der Fortbildung sollen das Problembewusstsein und die Fähigkeiten der Pflegenden zum Erkennen und zum Umgang mit Schlafstörungen bei den Bewohnerinnen und Bewohnern verbessert werden. Der Erfolg der Intervention auf Personalebene wird durch eine Evaluierung der Pflegedokumentation und mithilfe eines standardisierten Fragebogens überprüft.

Abschließendes

INSOMNIA II ist als ein Teilprojekt eingebettet in den Berliner Forschungsver-

bund „Autonomie trotz Multimorbidität im Alter“ (AMA II). In diesem Forschungsverbund konnten in der ersten Förderphase in den Jahren 2008 bis 2010 die Ressourcen von älteren mehrfach erkrankten Menschen herausgearbeitet werden, die einen fördernden Einfluss auf den Erhalt der Selbstständigkeit und der Selbstbestimmung haben.

Mit der Entwicklung, Anwendung, Evaluierung und der Vorbereitung zur nachhaltigen Umsetzung der oben beschriebenen nichtmedikamentösen, schlaffördernden Maßnahmen möchte INSOMNIA II einen Beitrag zur Verbesserung der Lebenssituation und der Lebensqualität von Bewohnerinnen und Bewohnern und der pflegerischen Versorgungspraxis in vollstationären Pflegeeinrichtungen leisten.

Damit ist das Forschungsprojekt INSOMNIA II auch dem übergeordneten Ziel des Forschungsverbundes AMA II verpflichtet. In der zweiten Förderphase von AMA

II (2011 bis 2013) stehen hier praxisrelevante und Autonomie fördernde Interventionen und deren Implementierung im Mittelpunkt der Forschung.

Die Arbeit des Forschungsverbundes AMA wird wie auch in der ersten Phase mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert.

INSOMNIA II wird unter der Leitung von Prof. Dr. Uwe Flick und der Beratung von Prof. Dr. Vjenka Garms-Homolová durchgeführt.

Weitere Informationen:

<http://www.ash-berlin.eu/forschung/aktuelle-projekte/insomnia-ii/>
<http://www.ama-consortium.de/>

Literatur

– Richards, K. C.; Lambert, C.; Beck, C. K.; Bliwise, D. L.; Evans, W. J.; Kalra, G. K. et al. (2011): Strength training, walking, and social activity improve sleep in nursing home and assisted living residents: randomized controlled trial. *Journal of the American Geriatrics Society*, 59 (2), S. 214–223.

Grenzen überschreitende Jugendkulturforschung Verständigungsprozesse in einem euromediterranen Projekt

Elke Josties

Das Forschungsprojekt „Vergleichende Ethnografie von Identitätskonstruktionen und gesellschaftlicher Teilhabe von Jugendlicher Sozialarbeit vor der Herausforderung moderner Individualisierungsprozesse“ der Alice Salomon Hochschule Berlin ist ein eigenständiges Teilprojekt eines euromediterranen Netzwerkes, an dem Partner aus Frankreich (IRTS Aquitaine, IRTS Bretagne, Universität Rennes 2), Tunesien (ISAJC Université Tunis) und Marokko (IRFC Rabat) beteiligt sind. Prof. Dr. Christine Labonté-Roset hat dieses Netzwerk maßgeblich initi-

iert und zeichnet für die Koordinierung verantwortlich. Das interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Jugendforschungsprojekt widmet sich dem Vergleich der Partizipationschancen Jugendlicher in den vier Partnerländern. Chancen und Schwierigkeiten sozialer, kultureller und politischer Partizipation werden am Beispiel von Jugendlichen, die sich informell oder in Projekten der Jugendkulturarbeit organisieren, analysiert. In jedem der vier Partnerländer werden exemplarisch urbane wie auch ländliche sozialstrukturell benachteiligte Regionen untersucht. Die deutsche Teilstudie bezieht sich auf Berlin-Kreuzberg und die Region Barnim

in Brandenburg. An diesen Studien sind Studierende aus dem Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit mit Feldstudien und Studierende aus dem konsekutiven Master-Studiengang mit biografischen Fallstudien beteiligt. Die Tutorin Jacqueline Kauka übernahm Recherchen und begleitete Gruppeninterviews. Claudia Engelmann führte als wissenschaftliche Mitarbeiterin Feldstudien und Interviews in der ländlichen Region durch. Prof. Ulrike Hemberger unternahm insbesondere in der ländlichen Region kameraethnografische Studien und zeichnet verantwortlich für die Videodokumentation der deutschen Teilstudie sowie der

Abschlussstagung. Die Studien in der urbanen Region sowie die Gesamtprojektleitung liegen in meiner Verantwortung. Das Projekt wird mit einer gemeinsamen Publikation und einer Fachtagung an der ASH voraussichtlich Anfang 2013 abgeschlossen. Parallel zu dieser Tagung sollen aus jedem der vier Partnerländer junge Forscher/-innen (M.A.-Studierende und Doktorandinnen und Doktoranden) zu einer gemeinsamen Zukunftswerkstatt eingeladen werden.

Die Entwicklung eines gemeinsamen Forschungskonzeptes war nicht leicht, gibt es doch in den vier Partnerländern unterschiedliche Traditionen der kulturellen Bildung und „animation culturelle“, der Jugendforschung, der empirischen Forschung sowie kaum vergleichbare Diskurse zu Partizipation, die vor allem den jeweiligen politischen Traditionen und Staatsformen (in Tunesien derzeit im revolutionären Wandel und in Marokko teilweise im Wandel) geschuldet sind. Die in Deutschland verbreitete (teilweise rigide) Aufteilung in „Schulen“ der empirischen Forschung wich im euromediterranen Diskurs allmählich einer Toleranz für Methodenvielfalt. Verbindend ist die sozialwissenschaftliche Perspektive auf das Thema „Jugend und Partizipation“ und die Arbeit mit qualitativen empirischen Forschungsmethoden wie (kamera-)ethnografischen Studien, Gruppeninterviews, narrativen Interviews und Experteninterviews. Und doch sind die Methoden der Erhebung und Auswertung unterschiedlich. Während das deutsche Team den gemeinsam vereinbarten Interviewleitfaden als Ausgangspunkt für Erzählregungen begreift, halten sich die anderen Partner eng an die vorgegebene Struktur. Die Auswertungsmethoden sind in der „französischen“ Tradition unserer Partner hypothetisch deduktiv, in der „deutschen“ hermeneutisch ausgerichtet. In mühsamen Schritten wird im Forschungsnetzwerk um eine annähernd vergleichende Auswertung gerungen. So muss die Anwendung unterschiedlicher Erhebungs- und Interpretationsmethoden selbst zum Gegenstand unserer vergleichenden Forschung werden.

Auch die Arbeitskulturen unterscheiden sich, Verabredungen werden unterschiedlich verbindlich und termingerecht eingehalten (oder auch nicht). Interkulturelles Lernen auf allen Ebenen ist von den Forschungspartnerinnen und -partnern gefordert.



„Tunisia Free – By blood ... not by Jasmin“. T-Shirt an der Wand des Bandprobenraums im Maison de Jeunes Bizerte.

In Tunesien haben sich die politischen Verhältnisse mit der Revolution und dem Machtabtritt des Präsidenten Ben Ali am 14. Januar 2011 erheblich verändert. Dies hatte zum Beispiel den dreimaligen Wechsel des Rektorats unseres Partnerinstituts der Universität Tunis zur Folge. Die ökonomisch stark benachteiligte ländliche Region war in Tunesien Ausgangspunkt der Revolution gewesen.

„Ben Ali hat während seiner gesamten 23-jährigen Herrschaft die Regionen im Landesinneren vergessen. Nun haben sich ihm die Vergessenen der Republik wieder ins Gedächtnis gerufen!“ Mit diesen Worten kommentiert der Ökonom Abdeljelil Bedoui die Unruhen, die am 17. Dezember 2010 in Sidi Bouzid (im Zentrum Tunesiens) ausgebrochen sind, und fügt hinzu: „Diese Protestbewegungen wurden in einer Region aktiv, in der 32,3 Prozent der Arbeitslosen einen höheren Bildungsabschluss haben – ein landesweiter Rekord. Die jüngere Generation erfährt gesellschaftliche Verachtung, wird von den Behörden gedemütigt und

findet weder Gehör noch einen Rahmen, um sich zu äußern“, so Bedoui. (Arian Fariborz in Quantara 17. 1. 2011, <http://en.qantara.de/Wir-haben-ein-Recht-auf-Arbeit-Diebesbande/2951c83/index.html>, Übersetzung aus dem Französischen: Ursula Günther)

In den Ergebnissen einer ersten Befragung unseres tunesischen Partners vom September 2010 hieß es noch: „Resultats de la troisième consultation de la jeunesse en Tunisie: 16,7 % des resultats: Une génération de jeunes, désabusés réfractaires à l’engagement, irresponsables. Les jeunes aujourd’hui sont exposés aux risques de l’allongement de la jeunesse. Les itinéraires sont moins linéaires, jeunes exposés aux risques – surtout sur le marché du travail“ (zu Deutsch: „Resultate der dritten Befragung Jugendlicher in Tunesien: 16,7 % der Ergebnisse: Eine Generation Jugendlicher desillusioniert, widerspenstig gegen Engagement, unverantwortlich. Die Jugendlichen von heute sind den Risiken der Verlängerung der Jugend ausgesetzt. Die Werdegänge sind weniger linear, die Jugendlichen sind Risiken ausgesetzt – vor allem auf dem Arbeitsmarkt.“), (Manuskript der M. A.-Thesis von Mohammed Hdider). Im September 2010 ahnte niemand, dass die Revolution von diesen angeblich wenig engagierten und „verantwortungslosen“ jungen Menschen maßgeblich

getragen werden würde. Was heißt Partizipation im Kontext der jüngsten und aktuellen Geschichte Tunesiens? Diese Forschungsfrage steht momentan im Zentrum politischer Debatten um die Zukunft der arabischen Länder. Unser Verhältnis zu diesen Partnerländern wird in dieser Umbruchphase höchst sensibel

und störungsanfällig sein – schon wegen des europäischen Versagens in Bezug auf die bereitwillige langjährige Kollaboration mit den ehemaligen Herrschern in den arabischen Partnerländern und wegen der europäischen Abschottung gegenüber Asylbewerberinnen und -bewerber sowie Arbeitswilligen aus Ländern

wie Tunesien. In unserem Netzwerk ist mittlerweile Vertrauen gewachsen, doch wird uns unsere vergleichende Analyse von Partizipationschancen immer wieder neu herausfordern – wir müssen im internationalen und transkulturellen Kontext denken und handeln lernen!



Ausschnitt eines Wandbildes, das Jugendliche für eine Versammlung im April 2011 im Maison de Jeunes Bizerte gemalt haben.

Wir sind sehr schnell arbeitsfähig

Ein Interview mit dem Kuratoriumsvorsitzenden des Instituts für angewandte Forschung Berlin e. V. (IFAF) und Prof. Dr. Christine Labonté-Roset, ehemalige Rektorin der ASH Berlin

Das IFAF wurde 2009 von den vier staatlichen Berliner Hochschulen mit finanzieller Unterstützung der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung gegründet. Es fördert insbesondere Verbundprojekte der am Institut beteiligten Hochschulen untereinander mit den Partnern aus der Region Berlin-Brandenburg.

Frau Labonté-Roset, können Sie uns kurz erzählen, wie das IFAF entstanden ist und welche Rolle Sie dabei gespielt haben?

Christine Labonté-Roset: Im Rahmen der Verhandlungen der Landesrektorenkonferenz über die Hochschulverträge 2010–13 entwickelte Herr Zöllner einen „Masterplan“, nach dem die Berliner

Hochschulen nach fortlaufenden, erheblichen Kürzungen über 10 Jahre wieder größere staatliche Zuschüsse erhalten sollten.

Nach etlichen Gesprächen mit Staatssekretär Husung, in denen er vor allem kritisierte, dass FH-Forschung zu wenig sichtbar sei, entstand die Idee eines gemeinsamen Forschungsinstitutes, quasi als Gegengewicht zur Einstein-Stiftung. Herr Husung ließ sich überzeugen und machte die Idee allmählich zu seinem „Kind“. Allerdings waren noch viele rechtliche und bürokratische Hürden zu überwinden und auch die wechselseitige Konkurrenz und Vorurteile v. a. zwischen den technisch und eher sozialwissenschaftlich orientierten Hochschulen zu überwinden – vielen Dank lieber Kollege

Rieger für unsere gemeinsamen Vorstöße und Abwehrkämpfe!

Es gibt ja eine ganze Reihe von Forschungsförderungsmöglichkeiten. Könnten Sie bitte noch mal zusammenfassen, was das wirklich Neue am IFAF ist?

Christine Labonté-Roset: Die Forderung des IFAF, dass Verbundprojekte gefördert werden, das gibt es sonst in Deutschland so nicht. Dabei haben wir festgestellt, obwohl wir doch von ganz unterschiedlichen Fachbereichen wie Technik, Wirtschaft, Gesundheit oder Soziales kommen, dass wir eigentlich an den gleichen Gegenständen, den gleichen Bereichen forschen. Das zweite Neue ist, dass es doch eine relativ ein-

fache und kurze Antragsstellung und Bewilligung gibt. Das ist in vielen anderen Stiftungen, geschweige denn bei Bundesmitteln, anders und dauert sehr, sehr viel länger.

Werner Gegenbauer: Durch die Struktur des IFAF haben wir auch die Möglichkeit, es richtig zu bewerben und Veranstaltungen zu machen, die Interessenten gerade von Seiten der Partner viel näher an das IFAF heranbringen. Hier gibt es mit Partnern wie IHK oder DGB und einigen anderen immer auch die Möglichkeit, deren Ressourcen zu nutzen – mit geeigneten Räumlichkeiten und Referenten sowie der präzisen Ansprache interessierter Kreise.

Herr Gegenbauer, wie sehen Sie denn die Rolle des Kuratoriums?

Werner Gegenbauer: Ich glaube schon, dass wir als zentrale Aufgabe, jetzt mal flapsig ausgedrückt, gute Laune verbreiten. Vor allem wollen wir allen Beteiligten helfen, indem wir den Interessenausgleich moderieren, um Verständnis werben und Lösungen anbieten, mit denen dann wieder alle Beteiligten leben können. Die Moderation zwischen allen Beteiligten strengt an – ist aber alle Mühe wert.

Wir achten aber auch darauf, dass die grundsätzlichen Ideen des IFAFs nicht in eine unbestimmte Richtung abdriften. Zudem haben wir intensiv mitgeholfen, eine funktionierende Geschäftsstelle zu finden und die Bürokratie so gering wie möglich zu halten.

Es sind ja inzwischen sechs Förderungen durchgeführt worden, fast 22 Verbundprojekte wurden auf den Weg gebracht. Wie beurteilen Sie denn jetzt nach zwei Jahren die Ergebnisse bzw. die Arbeit des IFAF? Was ist das Positive für die regionalen Partner und Unternehmen?

Werner Gegenbauer: Zum einen sind es viel, viel mehr Partner geworden. Und was die Bewertung der Projekte, die durch Dritte vorgenommen wurden, an-

geht, lagen sie immer in einem sehr respektablen Bereich. Was uns am meisten im Kuratorium gefreut hat, war, dass wir sehr schnell arbeitsfähig waren. Nach der Projektbewilligung haben wir nicht aufgehört, sondern uns angemessen selbstkritisch hinterfragt: Wie sollen diese Projekte weitergehen, vor allem in welcher Form und mit welchen Schwerpunkten und mit welchem Umfang? Dieser permanente Dialog ist das, was die Glaubwürdigkeit ausmacht. Ansonsten finde ich, dass 22 Verbundprojekte in zwei Jahren wirklich eine fabelhafte Leistung sind.

Was haben diese 22 Verbundprojekte fachlich und inhaltlich gebracht?

Christine Labonté-Roset: Ich kann es natürlich am besten anhand der ASH sagen, dass die bisherigen Zwischenergebnisse bereits in die Lehre zurückfließen. Nehmen wir als Beispiel das Projekt, das sich mit ambulanter Pflege bei Schwerkranken beschäftigt, wo es um die Qualifikation des Personals geht. Anhand der Ergebnisse wird in der Lehre nun mehr darauf geachtet, dass die Gesundheitsmanager/-innen eine solche Qualifikation nicht nur selbst mitbringen, sondern auch weiter vermitteln können. Ein weiteres Beispiel ist die Forschung an Lernwerkstätten mit dem Schwerpunkt der MINT-Fächer. Hier haben wir zusammen mit der Beuth Hochschule analysiert, was die Lernwerkstätten bisher geleistet haben. Das Ergebnis ist, dass wir jetzt in Hellersdorf, vom Wirtschaftskreis Marzahn-Hellersdorf, der Technologiestiftung Berlin sowie vom Senat und Bezirk unterstützt, eine weitere Lernwerkstatt, das Helleum, aufbauen und einrichten, um Kinder im naturwissenschaftlichen und technischen Bereich forschen zu lassen.

Der Transfer in die Praxis ist also ein zentrales Ziel?

Christine Labonté-Roset: Ja, und auch der Transfer zurück in die Hochschulen selbst, in die Lehre. Das ist sonst nicht bei allen Forschungsprojekten der Fall. Das liegt wohl auch daran, dass wir die

Verpflichtung haben, mit der Praxis, mit regionalen Partnern zusammenzuarbeiten.

Werner Gegenbauer: Das Thema ambulante Pflege bei Schwerstkranken ist ein Projekt, bei dem die Bedürfnisse auf der einen Seite rasant ansteigen, auf der anderen Seite eine Branche ganz schnell wächst und noch relativ ungeordnet ist. Auch die Ausbildungsgänge und die Inhalte haben hier noch Entwicklungspotenzial, aber auch Entwicklungsverpflichtungen. Bei diesem Projekt sieht man genau, wie die Forschung die Entwicklung am Arbeitsmarkt und auch bei der Qualifizierung unterstützt, und zwar zum Nutzen des Kunden. Das passt auch ganz genau dazu, was die Wirtschaftsvertreter im Kuratorium natürlich bevorzugen, und ist der Grund, warum sie solche Projekte beinahe schon mit Begeisterung aufnehmen.

Das IFAF greift also gern Themen auf, die noch nicht so stark bearbeitet sind?

Werner Gegenbauer: Ja, es sind Themen, bei denen wir genau wissen, dass sie demnächst auf den Tisch kommen.

Trotz des Erfolgs – gibt es Punkte, wo Sie noch immer Verbesserungsbedarf sehen bzw. wo Sie für die Zukunft neue Ideen haben?

Werner Gegenbauer: Natürlich müssen wir trotz allem noch schneller werden, zum Nutzen der Beteiligten. Zum Zweiten muss die Beurteilung der Projekte noch professioneller erfolgen. Und zum Dritten wird sowieso immer ein permanenter Veränderungsbedarf da sein und den müssen wir immer mit auffangen und einfangen.

Christine Labonté-Roset: Bei der Frage der Begutachtung müssen wir noch nach Verbesserungen suchen. Des Weiteren muss die Frage nach der Höhe des Budgets geklärt werden. In diesem Jahr haben wir ein Budget von 3,2 Millionen. Um die Forschenden bei der Stange zu halten und alle sehr guten Anträge annehmen zu können, brauchen wir das Doppelte.

Wenn wir einen Blick in die Zukunft wagen – wo sehen Sie denn das IFAF in zwei Jahren?

Christine Labonté-Roset: Bisher arbeiten wir ja vor allem in den Verbundprojekten. Es gibt aber auch die Möglichkeit, Doktorforschungsarbeiten zu fördern, das würde ich gerne stärker ausgebaut wissen. Weil wir an den Hochschulen inzwischen fast überall Promotionskolloquien haben, die auch sehr erfolgreich

sind. An der ASH sind bisher sechs oder sieben Personen, die in unserem Promotionskolloquium waren, nun Hochschullehrer. Wir wollen den eigenen Nachwuchs mit ausbilden können.

Werner Gegenbauer: Wir haben in den nächsten zwei Jahren die Aufgabe, das IFAF noch viel, viel intensiver in die Köpfe potenzieller Partner zu bekommen und damit die Vielfalt, die sich ja in Berlins wirtschaftlichen Tätigkeiten wider-

spiegelt, noch mehr an die Hochschulen heranzubringen. Und damit einfach diese gegenseitige Befruchtung zu intensivieren, die für die Zukunft entscheidend ist. Insofern müssen wir noch eine ganze Menge verbessern, aber wir müssen auch sagen, nach 2 Jahren sind wir verblüffend weit gekommen.

*Das Interview führte Nathalie Schlenzka.
Aufgezeichnet von Barbara Halstenberg.*

Leiden onkologische Patienten unter einem pflegerischen Defizit?

Ein Interview mit Jutta Rübiger, Leiterin des Forschungsprojekts „Therapiebedingte Versorgungsbedarfe ambulant behandelter onkologischer PatientInnen im häuslichen Umfeld und deren ökonomische Implikationen“ (AOP) gefördert durch das IFAF

Frau Rübiger, bitte stellen Sie das Projekt kurz vor.

Das Projekt geht der Frage nach, ob onkologische Patienten bzw. Patientinnen, die ihre Chemo- bzw. Strahlentherapie ambulant erhalten, aufgrund von Nebenwirkungen unter einem pflegerischen Defizit leiden oder ob sie zuhause ausreichend versorgt werden. Um diese Frage beantworten zu können, werden vier verschiedene Methoden eingesetzt: Interviews, Analyse von Krankenkassendaten und ärztlichen Patientenakten sowie eine schriftliche Patientenbefragung. Das Projekt hat im August 2010 begonnen und wird im Dezember 2011 enden, es wird in Kooperation zwischen der ASH und der HWR durchgeführt.

Gibt es bereits konkrete Projektergebnisse?

Die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen, aber erste Ergebnisse können berichtet werden. Die Interviews mit Pflegediensten, Patienten, Selbsthilfegruppen und Ärzten bzw. Ärztinnen haben uneinheitliche Ergebnisse in Bezug auf die Hauptfragestellung erbracht. Während die Pflegedienste und die betroffenen Patienten von Pflegede-



Das Projektteam

fiziten in der Häuslichkeit berichten, ist der Mehrzahl der befragten Ärzte eine pflegerische Unterversorgung nicht bekannt/bewusst. Die Ärzte vermuten bzw. wissen z. T., dass die Angehörigen regelmäßig mit der Betreuung psychisch und physisch überfordert sind. Sie räumen ein, dass ihnen in der Regel bei den kurativen (nicht palliativen) Patienten der Überblick über die häusliche Situation im Allgemeinen und den pflegerischen Versorgungsbedarf im Besonderen fehlt.

Betrachtet man die einzelnen Bestandteile der häuslichen Krankenpflege wie Behandlungspflege (z. B. Wundversor-

gung, Medikamentengabe), Grundpflege (Körperpflege) und hauswirtschaftliche Versorgung (z. B. Einkaufen), so geben die Ärzte an, im Bedarfsfall Behandlungspflege zu verordnen. Diese Verordnungen werden von den Krankenkassen auch genehmigt. Der Bedarf an Grundpflege wird von den Ärzten – wie auch von den Pflegediensten – als eher gering angesehen. Hingegen wird im Bereich der hauswirtschaftlichen Versorgung ein Defizit vermutet. Ärzte kennen sich in diesem Bereich der Verordnung nicht hinreichend aus und erheben diesen Unterstützungsbedarf bei den Patienten nicht systematisch.

Erste quantitative Auswertungsergebnisse zeigen, dass rund 80 % der onkologischen Patientinnen und Patienten ambulant Chemo- und/oder Strahlentherapie erhalten, dass häusliche (Behandlungs-)Pflege relativ oft, hauswirtschaftliche Versorgung dagegen selten verordnet wird und dass notfallbedingte Krankenhausaufenthalte und Notarzteinsätze bei den Patienten mit Krankenpflege nicht generell häufiger sind als bei Patienten, die keine häusliche Pflege erhalten. Die quantitativen Daten sind allerdings mit großer Vorsicht zu interpretieren und müssen noch nach Art der Krebserkrankung ausgewertet werden. Auch die Auswertung der Patientenbefragung steht noch aus.

Konnten schon Ergebnisse in die Praxis transferiert werden?

In dem Projekt werden Empfehlungen zur verbesserten systematischen Feststellung des häuslichen Pflegebedarfs ausgesprochen. Im Krankenhaus betrifft dies die Einrichtung bzw. Erweiterung des Entlassungs- bzw. Case-Managements. Den Arztpraxen, in denen die ambulante Chemotherapie durchgeführt wird, wird die Anwendung eines pflegerischen Assessments empfohlen, ähnlich wie es bei den palliativen Patienten üblich ist.

Durch die zahlreichen Interviews, die wir an Berliner Krankenhäusern (Tumorzentren) mit Ärzten, Sozialdiensten und Case-Managerinnen und -Managern sowie mit niedergelassenen Onkologie-Ärzten geführt haben, wurden gute, vertrauensvolle Beziehungen angebahnt; sie lassen erwarten, dass unsere Empfehlungen zur Erhebung und Deckung des Pflegebedarfs in der Versorgungspraxis gut aufgenommen werden. Im Dezember ist ein Workshop geplant, auf dem die Projektergebnisse und Empfehlungen mit Vertretern der Versorgungspraxis und den Beiratsmitgliedern diskutiert werden sollen.

Wie gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den regionalen Partnern und der anderen kooperierenden Hochschule?

Die Zusammenarbeit mit den regionalen Projektpartnern (Homecare, Deutsche Krebsgesellschaft) hat von Anfang an gut geklappt. Das Vorgehen im Projekt wurde gemeinsam besprochen, Mitarbeiter/-innen der Partnereinrichtungen haben die Forschungsarbeit persönlich direkt unterstützt. Auch die Einrichtung des Beirates mit Vertretern der Deutschen Krebsgesellschaft, der Deutschen Krebshilfe, Krankenkassen, Selbsthilfegruppen, Wissenschaftlern u. a. hat sich bewährt, das Projekt hat von den Beiratsmitgliedern hilfreiche Ratschläge erhalten.

Auch die beiden Hochschulen ASH und HWR haben von Anfang an gut zusammengearbeitet. Mein Projektkollege Prof. Breinlinger-O`Reilly hat mich bei der Projektleitung durchgängig unterstützt; in regelmäßigen Teamtreffen wurden alle Vorgehensweisen und Ergebnisse gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern besprochen. Auch was den finanziellen Teil des Projektes betrifft, klappte die Abstimmung zwischen den beiden Hochschulen reibungslos. Pech war nur, dass unser Projektbüro in der HWR im März 2011 abgebrannt ist.

Welche Synergien sind entstanden, was ist der Vorteil eines Verbundprojekts?

Die Verbundpartner (Hochschulvertreter und Praxisvertreter) haben sich durch die gemeinsame Arbeit am Projekt näher kennengelernt, konnten gemeinsame Interessen identifizieren, haben sich gegenseitig zu Vorträgen eingeladen und nicht zuletzt auch weiterführende Projektanträge auf den Weg gebracht.

Um was für ein weiterführendes Projekt handelt es sich?

Für das AOP-Projekt war von großem Vorteil, dass sich zwei Beiratsmitglieder dafür in besonderem Maße interessieren: die AOK Nordost und die Deutsche Krebshilfe e. V. Die AOK hat dem AOP-Projekt Versichertendaten zur Verfügung gestellt und die Deutsche Krebshilfe, die

seit Jahren schwerpunktmäßig die klinische Krebsforschung fördert, hat uns zur Beantragung eines Nachfolgeprojektes aufgefordert, da die pflegerische Versorgung ambulanter Patienten zuhause aus ihrer Sicht ein wichtiges, aber bisher noch nahezu unerforschtes Thema ist. Auf dem für Dezember geplanten Workshop soll der Projektantrag mit onkologischen Ärzten und Pflegediensten besprochen werden.

Wie beurteilen Sie die Rahmenbedingungen der IFAF-Förderung, also Fördersumme, Zeitraum und Unterstützung durch das Kompetenzzentrum?

Die IFAF-Förderung ist ein ungewöhnliches, zur Förderung der (Verbund-)Forschung an Fachhochschulen aus meiner Sicht sehr wirksames Instrument. Die Unterstützung durch das Kompetenzzentrum war ausgesprochen gut und weitgehend unbürokratisch. Im Nachhinein stellt sich als unglücklich dar, dass die Mittel und die Laufzeit unseres Projektes gekürzt worden sind, wir aber nicht (offiziell) dargelegt haben, wo wir das Arbeitsprogramm kürzen. Unser Arbeitsaufwand hat sich faktisch sogar noch vermehrt: Die Patientenbefragung wurde auf Anraten des Beirates im Umfang vervierfacht, die Auswertung der AOK-Daten trat ungeplant als Zusatzaufgabe hinzu. Demzufolge fehlen dem Projekt nun am Ende Zeit und Geld (ohne die Zusatzaufgaben hätten die Mittel aber ausgereicht).

Bitte beschreiben Sie zum Schluss noch kurz, worin Sie die Besonderheiten des IFAF sehen?

Die unabdingbaren Fördervoraussetzungen „Kooperation mit einer anderen Berliner (Fach-)Hochschule“ und „Kooperation mit regionalen (Wirtschafts-)Partnern“ sind eine Besonderheit. Auch das klar formulierte Interesse an der gesellschaftlichen Verwertbarkeit der Forschungsergebnisse gefällt mir gut.

Die Fragen stellten Nathalie Schlenzka und Barbara Halstenberg.

Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett

Ein Gespräch mit Projektmitarbeiterin Silke Brenne und Study Nurse¹ Yüksel Vural über die Versorgungsstudie „Der Einfluss von Migrations- und Akkulturationsprozessen auf Schwangerschaft und Geburt – Perinataldaten von Migrantinnen und deutschen Frauen im Vergleich“

Frau Brenne, bitte stellen Sie die Studie kurz vor.

Silke Brenne: Das Projekt wurde von Prof. Matthias David von der Charité und Prof. Dr. Theda Borde von der ASH Berlin initiiert und ist von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert. Mittels Befragungen von Schwangeren möchten wir herausfinden, ob es Unterschiede bei der Schwangerschaftsbetreuung und bei den geburts-hilflichen Ergebnissen in Abhängigkeit davon gibt, ob die Schwangere einen Migrationshintergrund hat oder nicht. Dazu wurden Fragebögen entwickelt, die Study Nurses und studentische Mitarbeiterinnen mit den Frauen zusammen auf den Wochenbettstationen bzw. im Kreissaal, am ersten Wochenbetttag ausfüllen.

Welche Fragen beinhalten die Fragebögen?

Silke Brenne: Sie sind standardisiert und in drei Teile gegliedert. Der erste Teil beinhaltet soziodemografische Angaben, z. B. wo und wie die Frauen wohnen, wie der Sozialstatus aussieht, aus welchem Land der Partner kommt. Fragen zur Versorgungssituation beinhalten zum Beispiel, bei welchem Frauenarzt sie waren, welche Nationalität der Arzt hat und ob er während der Schwangerschaft gewechselt wurde. Dann erheben wir noch Versorgungsaspekte, also ob Schwangerenvorsorge in der Schwangerschaft aufgesucht wurde. Im dritten Teil finden sich noch Fragen zur Akkulturation bzw. ob ein Migrationshintergrund vorliegt. Seit wann leben die Frauen in Deutschland, falls sie einen Migrationshintergrund ha-

ben, in welchem Land sind sie geboren, wie schätzen sie ihre Deutschkenntnisse ein, wo sind eventuell die Eltern geboren? Einen zweiten Fragebogen, in dem es um das Stillverhalten geht, benutzen wir am zweiten Wochenbetttag.

Werden alle Frauen befragt, die ins Krankenhaus kommen?

Silke Brenne: Ja, wir fragen alle Frauen während unserer Datenerhebungsphase von 12 Monaten. Ca. 90 % der Frauen machen bei der Studie mit.

Welche Unterschiede gibt es bei der Herkunft der Frauen?

Silke Brenne: Die Frauen kommen aus der ganzen Welt. Große Unterschiede ergeben sich bei den Deutschkenntnissen der Frauen. Zum Glück haben wir einige Study Nurses und studentische Mitarbeiterinnen, die unterschiedlichste Sprachen sprechen und die die Frauen in ihrer Muttersprache ansprechen können, wenn es Kommunikationsprobleme gibt.

Yüksel Vural: Meist kommt es auch besser an, zumindest bei den türkischen Frauen, wenn man sie in ihrer Muttersprache anspricht. Das hilft auch sehr

bei der Überzeugung, bei der Studie mitzumachen, wenn ich sie dann noch mal auf Türkisch frage.

Sie befragen aber auch deutsche Frauen.

Silke Brenne: Ja, unser Ziel ist es, wirklich alle Frauen zu erreichen, die in die ausgewählten Kliniken kommen. Die Kliniken wurden ausgesucht, weil sie einen hohen Migrantinnenanteil haben. Das Charite Campus Virchow-Klinikum, das Vivantes Klinikum in Neukölln und das Klinikum am Urban. Wir wollen schauen, ob es rund um die Geburt Unterschiede zwischen Frauen mit Migrationshintergrund und deutschen Frauen gibt. Nach Beendigung des Befragungszeitraums werden dann die Fragebögen zusammen mit den Perinataldaten der Kliniken ausgewertet. Anhand dieses Vergleichs wird geschaut, ob es Unterschiede z. B. bei Frühgeburtlichkeit oder beim Geburtsgewicht gibt und ob sich eine unterschiedliche Versorgungssituation erkennen lässt.

Welche Unterschiede zeichnen sich bereits jetzt ab?

Yüksal Vural: Zum Beispiel bei der Versorgung. Die Migrantinnen nehmen kaum an Kursen wie dem Geburtsvorbereitungskurs, Schwangerenyoga oder Treffen mit einer Hebamme teil.

Wofür sollen die Ergebnisse der Studie genutzt werden?

Silke Brenne: Erstmals soll geschaut werden, ob sich auch in Deutschland Unterschiede abzeichnen, die im Ausland beobachtet wurden. Neuere Studien zu dieser Thematik gibt es bisher vor allem aus den USA,



Silke Brenne und Yüksel Vural

Skandinavien und den Niederlanden. In den USA wurde zum Beispiel das „Latinaparadox“ beschrieben. Frauen aus Lateinamerika, vor allem Mexiko, die vor nicht so langer Zeit in die USA migrierten, hatten bessere geburtshilfliche Ergebnisse als US-Amerikanerinnen. Und das, obwohl die Migrantinnen einen sozial schlechteren Status hatten. Je länger die Migration zurücklag, desto weniger sichtbar waren jedoch die guten Ergebnisse. Eine Erklärung dafür ist, dass soziale Netzwerke, in die die neu migrierten Frauen aufgenommen werden, für diese Frauen eine große unterstützende Rolle spielen. Mit unseren Ergebnissen wollen wir dann zu einer besseren gesundheitlichen Versorgung von Frauen in der Schwangerschaft und während der Geburt sowie im Wochenbett beitragen.

Wie ist die Mitarbeiterverteilung im Projekt?

Silke Brenne: Durch die drei Standorte und den Fakt, dass Geburten zu jeder Tages- und Nachtzeit geschehen, brauchen wir relativ viel Personal. Unter der Woche interviewen immer zwei Study Nurses in zwei Schichten. Am Wochenende sind pro Standort zwischen vier

und sechs studentische Mitarbeiterinnen vor Ort. Ich mache die Koordination und springe ab und zu auch ein, wenn ein Dienst mal nicht abgedeckt ist.

Was bedeutet die Mitarbeit im Projekt persönlich für Sie?

Silke Brenne: Es ist wirklich eine interessante Tätigkeit. Jedes Mal gehe ich nach Hause und bin sehr positiv erstaunt, wie groß das Spektrum von Frauen ist, die hier zur Entbindung in die Kliniken kommen. Sie stammen aus so unterschiedlichen Ländern wie z. B. aus der Türkei, dem Libanon, Afghanistan, aber auch aus den Balkanländern, aus der ehemaligen Sowjetunion und aus vielen afrikanischen, lateinamerikanischen und asiatischen Ländern.

Was machen Sie, wenn Sie die Frauen sprachlich nicht erreichen können?

Silke Brenne: Wir haben die Fragebögen auch ins Arabische, Türkische, Kurdische, Spanische, Französische, Englische und Russische übersetzt. Das hilft, wenn die Frauen lesen und schreiben können. Da wir in der Befragung nur soziodemografische und migrationsbezo-

gene Fragen stellen, können sonst auch Familienangehörige übersetzen. Die medizinischen Daten werden ja aus den Perinataldaten der Klinik entnommen. Ein paar Mal hatten wir auch Dolmetscher, Sprachmittler vom „Gemeindedolmetschendienst Berlin“. Ich finde es auch so interessant, weil ja für jede Frau eine Geburt ein so einschneidendes Erlebnis ist, und trotzdem ist es toll zu sehen, wie unterschiedlich die Frauen mit einem solchen Erlebnis umgehen. Man muss viel Respekt und Einfühlungsvermögen haben, um die Frauen in dieser sensiblen Situation richtig zu erreichen.

Können Sie Beispiele für diese Unterschiede nennen?

Silke Brenne: Zum Beispiel habe ich gestern noch eine Frau erreicht, die ambulant entbunden hatte und gleich wieder nach Hause wollte. Der sah man überhaupt nicht an, dass sie gerade eine Geburt hinter sich hatte. Während andere Frauen, die man auf der Station aufsucht, nach einem Tag noch nicht in der Lage sind, ein Interview zu führen, ohne total überfordert zu sein.

Das Interview führte Barbara Halstenberg.

¹ Als Study Nurse oder Studienassistent wird ein Beruf bezeichnet, der klinische Studien in Prüfzentren der Krankenhäuser, Arztpraxen oder der Pharmazeutischen Industrie mitbetreibt.

Luft ist nicht nichts

Zu Besuch in der Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“ in Berlin-Wedding

Barbara Halstenberg

„Was ist ein Experiment“, fragt Elisabeth Korb in die Runde von sechs gespannten Kindergesichtern. „Lernen“, ruft die 5-jährige Leyla. Der kleine Adam bearbeitet etwas mit den Händen in der Luft und murmelt: „Man macht was mit den Händen.“ Elisabeth Korb, Leiterin der Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“ beantwortet die Frage selbst: „An-

fassen und Ausprobieren!“ So beginnt die Experimentiereinheit „Luft ist nicht nichts“ mit Kindern aus der „Kita Ackerstraße“, die regelmäßig das Angebot der Lernwerkstatt nutzt. Der kleine Raum, in dem die sechs Kinder nun in zwei Wasserbecken die Blasen beobachten, die durch das Eintunken eines umgedrehten Glases entstehen, ist mit Tischen, Stühlen und Experimentierzubehör bestückt. Kitas und Grundschulklassen können

das kostenlose Angebot des Lernorts mit naturwissenschaftlichem Schwerpunkt nutzen, um die Kinder mit Wasser, Luft, Strom und Kraft experimentieren zu lassen.

Ziel der Lernwerkstatt ist, bei den Kindern das Interesse am Forschen und an physikalischen Experimenten zu wecken. Für die Experimente werden daher nach Möglichkeit Gegenstände verwen-



Kinder aus der „Kita Ackerstraße“ während eines Experiments mit Wasser

det, die die Kinder in ihrem Haushalt finden. So sollen sie angeregt werden, auch zu Hause zu experimentieren und ihre Erfahrungen mit der Familie zu teilen. In der Schule können die Lehrer oft eine derartige Kleingruppenarbeit, wie sie in der Lernwerkstatt gewährleistet ist, nicht leisten. „Die Erzieherinnen in den Kitas haben zudem oft Hemmungen, wenn es um Physik geht“, berichtet Elisabeth Korb. Deswegen bietet sie auch Fortbildungen für Erzieher/-innen an, um Anstöße zu geben.

„Ich habe Wasser gefangen“, ruft der kleine Moatassan begeistert. Er sowie Lina und Lawin werden von ASH-EBK-Student Klaus Trebeß, der Physikpate ist, während der Einheit betreut. Die drei Kinder sind völlig in das Experiment vertieft. Sie tunken die Gläser immer wieder ins Wasser und lassen sie im Becken schwimmen. „Ich hab ein Experiment gefunden“, ruft die 4-jährige Lina, als Blasen aus dem Glas ins Wasserbecken entweichen. Als Klaus fragt, wie denn eine Blase ins Wasser kommt, schütten

die Kinder einfach weiter, so vertieft sind sie. „Beim Spielen Sachen entdecken, die man sonst nicht so wahrnimmt, – das reicht in dem Alter schon aus“, meint Klaus. „Das Wichtigste ist, dass sich die Kinder auf eine Sache konzentrieren und etwas beobachten, was man sonst nicht so sieht.“

Die andere Gruppe um Elisabeth Korb geht schneller vor. Die Leiterin der Werkstatt steckt gerade ein trockenes Taschentuch in ein Glas und taucht das Glas dann kopfüber in das Wasserbecken. Nachdem sie es wieder raus hebt, stellen die Kinder fest, dass das Taschentuch trocken geblieben ist. „Da ist Luft drin im Glas und die Luft kommt in das Taschentuch“, sagt Leyla „und die macht, dass es trocken bleibt“. Die beiden Jungs an ihrem Tisch pusten begeistert Korke mit Strohhalm über die Wasseroberfläche des Beckens.

Die Forschereinheit im Wedding ist nun zu Ende. Die Kinder sind zufrieden, es hat ihnen Spaß gemacht. „Noch einmal



schlafen, dann komm ich wieder“, sagt Adam.

Die Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“ ist Teil des Forschungsprojekts „Naturwissenschaftliches Lernen im Kontext von Lernwerkstattarbeit – physikalische Experimente in Schule, Kita und Freizeitbereich für den Berliner Kiez“ unter der Leitung von Prof. Dr. Wedekind und Prof. Dr. Nentwig-Gesemann. Die Ergebnisse können Sie im nachfolgenden Artikel lesen.

Physikpaten gesucht:

Interessierte Studierende können sich gerne bei der Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“ für eine Physikpatenschaft bewerben.

Kontakt:

Elisabeth Korb
Tel.: (030) 691 82 27
korb@zauberhafte-physik.de
www.zauberhafte-physik.de

Das Forschungsprojekt „Naturwissenschaftliches Lernen im Kontext von Lernwerkstattarbeit – physikalische Experimente in Schule, Kita und Freizeitbereich für den Berliner Kiez“

*Iris Nentwig-Gesemann,
Hartmut Wedekind,
Frauke Gerstenberg,
Martina Tengler*

Lernwerkstätten gewinnen gegenwärtig in Berlin und im gesamten deutschsprachigen europäischen Raum als Orte selbstbestimmten, entdeckenden und forschenden Lernens zunehmend an Bedeutung. Insbesondere neue Lehr- und Lernformate der frühen naturwissenschaftlichen Bildung scheinen kompatibel mit Formen der Lernwerkstattarbeit zu sein.

„Zauberhafte Physik“, jeweils eine Kindergruppe aus der Kita Ackerstraße und der Kita Omas Garten, aus der Wedding-Grundschule und der Heinrich-Seidel-Grundschule, die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen Frauke Gerstenberg und Martina Tengler, als studentischer Mitarbeiter Jan Ferreira. Die Leitung des Projektes liegt in den Händen von Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann und Prof. Dr. Hartmut Wedekind, ASH Berlin. Als Kooperationspartnerin aus der Beuth Hochschule begleitet das Projekt Prof. Dr. Burghilde Wieneke-Toutaoui.

in Interaktion mit anderen Kindern und in der pädagogischen Interaktion? Welche Rolle spielen verbal-sprachliche und handlungspraktische Formen des Lernens? Welche Kommunikations- und Wissenskonstruktionsprozesse zwischen Erwachsenen und Kindern sowie in der Kindergruppe entwickeln sich und welche Auswirkungen hat dies auf naturwissenschaftliche Bildungsprozesse? Wie wirkt welches Setting? Welches Wissen, welche Kompetenzen und Erfahrungen nehmen die Kinder aus dem Setting Lernwerkstatt mit? Inwiefern steht dies in Verbindung mit verschiedenen Lehr-Lern-Kulturen



Die Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“: Kinder aus der „Kita Ackerstraße“

Im Zentrum des seit dem Frühjahr 2010 vom Institut für angewandte Forschung geförderten Projekts steht die aus ehrenamtlichem Engagement im Weddinger Kiez Gesundbrunnen entstandene Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“. Die Forschung ermöglicht Einblicke in das naturwissenschaftliche Lernen von Kita- und Grundschulkindern in Abhängigkeit von verschiedenen Lernformaten und Interaktions- bzw. Kommunikationsprozessen. Hieraus können Erkenntnisse für die Gestaltung entsprechender naturwissenschaftlicher Bildungsangebote innerhalb und außerhalb pädagogischer Einrichtungen abgeleitet werden.

Am Forschungsprojekt beteiligt sind die Leiterin Elisabeth Korb und das Team der Physikpaten der Lernwerkstatt

Wissenschaftliche Fragestellungen

Mit dem Forschungsprojekt sollten erste Antworten darauf gefunden werden, wie naturwissenschaftliche Bildungsprozesse im Kontext der Lernwerkstattarbeit initiiert und begleitet werden können und welche Transferwirkungen sich auf die naturwissenschaftliche Bildungsarbeit in den umliegenden Kitas und Grundschulen ergeben.

Die leitenden Forschungsfragen waren: Was beschäftigt Kinder in Bezug auf Natur-Phänomene und naturwissenschaftliche Fragen? Welches Bildungsverständnis leitet die Perspektive der Pädagoginnen und Pädagogen? Wie vollziehen sich Bildungs- und Lernprozesse von Kindern in der Lernwerkstatt allein,

und -Stilen? Welche Lernsituationen fördern oder behindern verschiedene Typen forschenden Handelns von Kindern?

Forschungsmethodisches Design

Das forschungsmethodische Vorgehen war eingebettet in ein ethnografisches Forschungsdesign. Jeweils 10 Besuche von Kindergruppen aus zwei benachbarten Kitas und Grundschulen wurden teilnehmend und videografisch vom Forscher/-innenteam in der Lernwerkstatt beobachtet. Darüber hinaus wurden Nachbeobachtungen der Kinder bei sich anschließenden naturwissenschaftlichen Angeboten in ihren Einrichtungen durchgeführt. Im Rahmen einer Methodentriangulation fanden Gruppendiskussionen mit den beteiligten Kindern, ihren

Lehrerinnen und Lehrern und/oder Erzieherinnen und Erziehern und den Lernbegleiterinnen und -begleitern in der „Zauberhaften Physik“ statt. Das mit der Erhebung generierte Datenmaterial wurde u. a. mit der dokumentarischen Methode (Bohnsack, Nentwig-Gesemann & Nohl 2007) ausgewertet.

Parallel zu den Forschungsaktivitäten wurden Gespräche und Beratungen mit den Kolleginnen und Kollegen der beteiligten Einrichtungen und Fortbildungsveranstaltungen mit dem Ziel der Übertragung didaktischer Konzepte des forschenden Lernens in die pädagogische Praxis durchgeführt. In Elternversammlungen und in einem Elterncafé wurden die Eltern der beteiligten Kinder informiert und zugleich für den Bereich der naturwissenschaftlichen Bildung sensibilisiert und als Partner gewonnen. Auf der Grundlage von Zwischenergebnissen erfolgten individuelle Beratungen der in der Lernwerkstatt arbeitenden Physikpatinnen und -paten.

Erste ausgewählte Forschungsergebnisse

Anders als in der idealtypischen Darstellung von Lernwerkstattarbeit (vgl. VeLW 2010, S. 3 ff.) beschrieben, ist der Lehr-Lern-Kontext in der Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“ ein dichter, aufeinander bezogener Interaktions- und Beziehungskontext zwischen Erwachsenen und Kindern, in dem die Erwachsenen eine ‚führende‘ und zeigende pädagogische Rolle haben und die Kinder sich als aktiv und engagiert Lernende erleben können. Das vorherrschende Interaktionsklima ist überwiegend zugewandt-kindzentriert, am sprachlichen Austausch und aktiven Tun in einer kleinen Lerngemeinschaft orientiert. Dabei steht in der Praxis der Kinder die praktisch-körperliche Auseinandersetzung mit den Materialien, Phänomenen und

Themen im Vordergrund, während die Erwachsenen überwiegend die kognitiv-sprachlichen Formen forcieren und fördern.

Deutlich wird, dass die Lern- und (Selbst-)Bildungsprozesse der Kinder umso intensiver verlaufen, je besser die räumlich-zeitlichen Bedingungen und der didaktische Stil ihnen verschiedene, selbstbestimmte Möglichkeiten eröffnen, verschiedene Typen forschenden Handelns zu entfalten. Es konnten bisher vier Formen forschenden Handelns identifiziert werden, die je nach dem vorgefundenen didaktischen Bedingungsgefüge das Handeln der Kinder dominieren, aber auch immer wieder ineinandergreifen: Es handelt sich um reproduzierend-mimetische, aktionistisch-explorative, spielerisch-szenisch-animistische und problemlösend-reflexive Formen der explorierenden und forschenden Praxis.

Weiterhin konnte beobachtet werden, dass es in der Regel dann zu einer gelingenden Interaktion kommt, wenn es innerhalb der Differenz des Zeigens und Lernens zwischen Erwachsenen und Kindern ein Einvernehmen über die jeweiligen Rollen gibt und diese komplementär sind. Bei nicht komplementären Rollen(-erwartungen) reden und agieren die Akteure insofern aneinander vorbei, als dass sich kein Prozess des gegenseitigen einvernehmlichen Verstehens entfalten und keine für beide Seiten befriedigende Verständigung einstellen kann. Eine wichtige Bedeutung kommt dabei der Frage als einer besonderen ‚sprachlichen Einheit pädagogischer Vermittlung‘ zwischen Erwachsenen und Kindern zu. Sie trägt nur dann zum Gelingen von Kommunikation – im Sinne von Einander-Verstehen und Verständigung über die Sache/das Phänomen – bei, wenn sie im Gesamtkontext eines gemeinsamen Orientierungsrahmens gestellt und beantwortet wird.

Was haben die Kinder in der Lernwerkstatt „Zauberhafte Physik“ gelernt?

In den Nachbeobachtungen, die in der Regel jeweils um mehrere Monate versetzt in den Kitas und Grundschulen durchgeführt wurden, konnte u. a. Folgendes bei den Kindern beobachtet werden:

- Sicherheit und Vertrautheit mit Materialien, die einen stärkeren Aufforderungscharakter gewinnen und forschendes Handeln anregen
- Handlungspraktisches Erfahrungswissen über den möglichen Umgang mit den Dingen
- Begrifflich-theoretisch explizierbares Wissen: Fachbegriffe, Erklärungen für Phänomene
- Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeitsüberzeugung: Die Kinder genießen es, sich als Wissende und Könnende (performativ) aufzuführen
- Anknüpfungspunkte für philosophische Überlegungen (Kann Gott den Pluto sehen?), andere thematische Wissensbezüge (Ägypten und die Pharaonen) oder lebensweltliche Verknüpfungen (die Gefährlichkeit des Feuers)

Fazit und Ausblick

Noch sind die Auswertungen nicht abgeschlossen. Für die Gestaltung und Unterstützung frühkindlicher naturwissenschaftlicher Bildungsprozesse wurden jedoch wichtige Erkenntnisse gewonnen, die in einem bereits durch das Kuratorium des Institutes für angewandte Forschung genehmigten Projekt im Rahmen des im Aufbau befindlichen Kinderforscherzentrums Helleum weiter vertiefend untersucht werden.

Literatur

- Verbund europäischer Lernwerkstätten (Velw) (Hrsg.) 2010: Positionspapier zu Qualitätsmerkmalen von Lernwerkstätten und Lernwerkstattarbeit. Berlin.
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris & Nohl, Arnd Michael (Hrsg.) 2007: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden.

Gesundheitliche Ressourcen und Belastungen von Erzieherinnen und Erziehern – (auch) eine Frage der strukturellen Rahmenbedingungen?

Elvira Mauz,
Susanne Viernickel,
Anja Voss

In der Diskussion um Gesundheitsförderung blieben Kindertagesstätten lange Zeit außen vor, und wenn, dann rückte die Gesundheit der Kinder in den Mittelpunkt des Interesses. Konzepte betrieblicher Gesundheitsförderung, die im Sinne einer „gesunden Organisation“ alle im Setting Beteiligten – und damit auch die Erzieher/-innen – einbeziehen, gibt es bislang nur vereinzelt.

Erzieherinnen und Erzieher sind diversen Studien zufolge eine belastete Berufsgruppe: So sind ihre Arbeitsunfähigkeitstage nach Daten verschiedener Krankenkassen in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen und liegen deutlich über dem Bundesdurchschnitt; im Gesamtvergleich des Öffentlichen Dienstes fallen Erzieher/-innen ebenfalls durch überdurchschnittlich hohe krankheitsbedingte Ausfallzeiten auf. In erster Linie führen psychische Erkrankungen neben Atemwegs- und Muskel-Skelett-Erkrankungen zu überdurchschnittlich vielen Ausfalltagen. Der psychische Gesundheitszustand von Erzieherinnen und Erziehern zeigt sich im Vergleich zur berufstätigen Bevölkerung der Bundesrepublik um fast 8,2 % schlechter.^{1,2}

Die Daten zur gesundheitlichen Situation der Berufsgruppe weisen auf eine erhöhte Belastung des Erzieher/-innen-Berufes hin. Neben den regulären Betreuungs- und Erziehungsaufgaben sind päd. Fachkräfte mit vielfachen zusätzlichen Anforderungen, die sich z. B. aus der Umsetzung der Bildungspläne der Länder ergeben, konfrontiert. Dies wird z. T. – auch in Abhängigkeit der beruflichen Ausbildung – als inhaltliche Überforderung erlebt. Im Berufsalltag der pädagogischen Fachkräfte spielen weniger einzelne besonders starke Be-



lastungen eine Rolle als vielmehr das Zusammenspiel vieler gering ausgeprägter Belastungen, die sich in ihrer negativen Wirkung summieren. Neben Belastungsfaktoren lassen sich jedoch auch zahlreiche Ressourcen finden, wie z. B. die sozialen Aspekte in der direkten Arbeit mit Kindern, Kommunikation und Unterstützung durch Kolleginnen und Kollegen oder Vorgesetzte bis hin zu organisationalen Ressourcen wie Partizipationsmöglichkeiten und zeitlichen sowie inhaltlichen Freiheitsgraden. Als wichtige persönliche Ressourcen für lösungsorientiertes Handeln gelten berufliche Kompetenz und Selbstwirksamkeitsüberzeugung sowie die Identifikation mit dem Beruf.³

Mehrere der in den Studien von Erzieherinnen und Erziehern benannten Belastungsfaktoren und Ressourcen lassen sich den strukturellen Rahmenbedingungen bzw. der Strukturqualität einer Kindertageseinrichtung zuordnen bzw. stehen mit dieser in indirektem Zusammenhang. Zu Merkmalen der Strukturqualität gehören rechtliche, organisatorische und soziale Rahmenbedingungen ebenso wie finanzielle, personelle und materielle Ausstattungsmerkmale (wie bspw. die Fachkraft-Kind-Relation, die Gruppengröße und Alterszusammenset-

zung der Gruppe, die Qualifikation und Berufserfahrung des pädagogischen Personals, das Ausmaß der Personalfuktuation, das Raumangebot der Einrichtung, die zur Verfügung stehenden Zeiten für die mittelbare Arbeit oder das Einkommen des pädagogischen Personals.)⁴

Strukturelle Merkmale können selbst Belastung oder Ressource sein, haben aber auch moderierende Funktion dahingehend, ob und in welchem Ausmaß berufliche Anforderungen als belastend oder bereichernd empfunden werden. So kann die Anforderungsvielfalt als bereichernd und motivierend erlebt werden, aber auch als belastend. Gleiches gilt für die Arbeit mit den Kindern, die als wichtigste Motivation für die Berufsausübung angesehen, gleichzeitig aber in Teilaspekten – u. a. im Hinblick auf den Umgang mit verhaltensauffälligen Kindern oder soziokulturell heterogenen Gruppen – auch als überfordernd erlebt wird.⁵

Die Zusammenhangsstrukturen zwischen Merkmalen der Strukturqualität, der Wahrnehmung von Belastungen und Ressourcen sowie positiven wie negativen Beanspruchungsfolgen sind bisher weder empirisch untersucht

noch für die Entwicklung betrieblicher Arbeitsschutz- und Gesundheitsmanagementkonzepte fruchtbar gemacht worden.

Das Forschungsprojekt „STEGE – Strukturqualität und ErzieherInnengesundheit“ soll diese Lücke schließen. Es wird von Oktober 2010 bis September 2012 unter der Leitung von Susanne Viernickel und Anja Voss und unter Mitarbeit von Elvira Mauz an der ASH durchgeführt. Auftraggeber sind die Unfallkasse NRW und die Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung. Den methodischen

Zugang bildet die Verbindung aus einer standardisierten schriftlichen Befragung und vertiefenden qualitativen Interviews. Aktuell findet die schriftliche Befragung einer für die Kita-Landschaft Nordrhein-Westfalens repräsentativen Stichprobe von Kindertageseinrichtungen statt. Zielsetzung der Studie ist die Bereitstellung von umfassenden empirischen Daten von Merkmalen der Strukturqualität in Kindertageseinrichtungen und des Belastungserlebens und der Gesundheit der dort tätigen Fachkräfte. Auf dieser Basis sollen komplexe Zusammenhangsstrukturen aufgezeigt

und Wissen über differenzielle organisationskulturelle Profile von Kindertageseinrichtungen mit besonders hohem resp. niedrigem Belastungserleben generiert werden. Dies bildet die Grundlage für fundierte Empfehlungen für betriebliche Gesundheitsmanagementkonzepte, die den Ansatz der Risikoreduktion mit dem des Ausbaus von Schutzfaktoren und Gesundheitspotenzialen in verhaltens- als auch verhältnisorientierten Maßnahmen verbinden sollen.

-
- ¹ IKK-Bundesverband, IKKimpuls-Berufsreport Erzieherinnen und Erzieher, in IKK impuls. 2006, IKK Bundesverband: Bergisch Gladbach; TK, Gesundheitsreport der Techniker Krankenkasse mit Daten und Fakten zu Arbeitsunfähigkeiten, Krankengeld und Arzneiverordnungen, in Veröffentlichungen zum betrieblichen Gesundheitsmanagement TK, Editor. 2010, Techniker Krankenkasse: Hamburg;
- ² Badura, B., H. Schellschmidt, and C. Vetter, (Hrsg.), Fehlzeiten-Report 2003: Wettbewerbsfaktor WorkLife-Balance. Betriebliche Strategien zur Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Privatleben. Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft. 2004, Berlin: Springer; Thinschmidt, M., B. Gruhne, and S. Hoesl, Forschungsbericht zur beruflichen und gesundheitlichen Situation von Kita-Personal in Sachsen. Ein Vergleich des Landkreises Torgau-Oschatz mit der Stadt Zwickau. 2008, Technische Universität: Dresden.
- ³ Siehe Fußnote 2.
- ⁴ Berger, J., et al., Stress-Studie über den Zusammenhang von Arbeitsbedingungen und Stressbelastung in ausgewählten Berufen. 2000, BGW & DAK: Hamburg.
- ⁵ Siehe Fußnote 2.

Hochschulen bilden Potenziale: Analyse und Evaluation des Bildungsmentorings

Erste Ergebnisse eines Forschungsprojektes an der ASH Berlin

*Jule-Marie Lorenzen,
Dariuš Zifonun*

Das Forschungsprojekt

Mentoring unterstützt die Integration von Migrantinnen und Migranten in den Bereichen Bildung, Ausbildung und Arbeit. Die Alice Salomon Hochschule und die Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin haben sich zum Ziel gesetzt, Mentoringprogramme zu entwickeln, durchzuführen, zu evaluieren und zu analysieren. Im Rahmen eines vom Institut für angewandte Forschung Berlin geförderten Projektes (siehe *alice* Nr. 19/2010) widmet sich ein gemeinsames

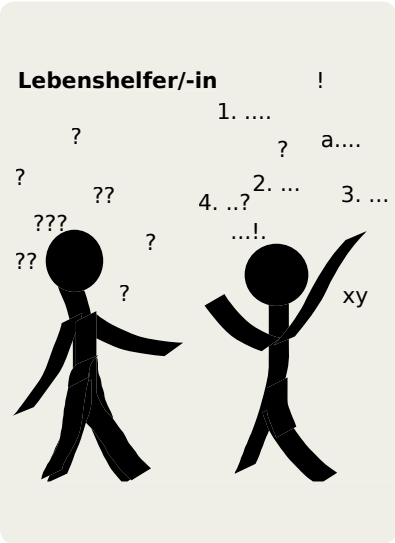
Team der beiden Hochschulen der Erforschung von Mentoringmaßnahmen.

Dabei steht im Mittelpunkt des HWR-Teilprojektes „Evaluation des Cross Cultural Mentoring Programms“ das seit 2008 durchgeführte interkulturelle Mentoringprogramm der HWR, das die Teilnehmer/-innen hinsichtlich migrationspezifischen Themen und Fragestellungen sensibilisiert. Das Teilprojekt der ASH „Mentoring im städtischen Raum“ befasst sich mit Mentoringmaßnahmen, an denen Mentees mit Migrationshintergrund teilhaben. Im Fokus steht insbesondere die Tätigkeit von Studierenden der ASH, die im Rahmen eines

Projektseminars die Möglichkeit haben, als Mentoren und Mentorinnen im Bereich interkultureller Sozialarbeit tätig zu sein.

Mentoringbeziehungen

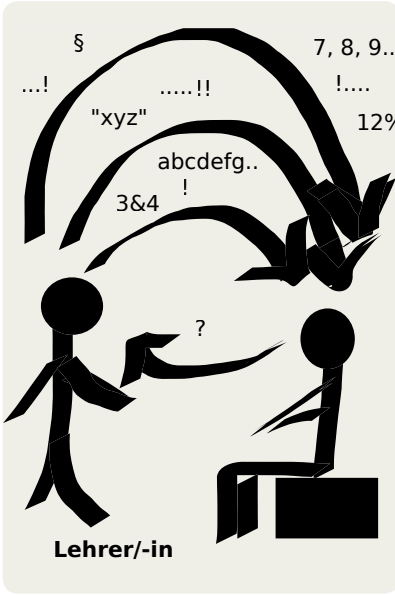
Mentoringbeziehungen lassen sich nach der Art des Wissens unterscheiden, das transferiert wird. Mentoringbeziehungen zeichnen sich allgemein durch eine Asymmetrie zwischen Mentor/-in und Mentee aus. Diese Asymmetrie kann in der Lebens- und Berufserfahrung oder in einem größeren Altersunterschied bestehen. Idealtypisch lassen sich die folgenden vier Typen unterscheiden:



Der/die Mentor/-in steht als Ansprechpartner/-in für eine Vielzahl von Problemlagen und Fragen des Mentees zur Verfügung. Der Inhalt des Mentorings entwickelt sich erst mit der bzw. in der Beziehung zwischen Mentee und Mentor/-in. Der/die Mentee profitiert von der asymmetrischen Beziehung durch den Wissens- und Erfahrungsvorsprung des Mentors/der Mentorin.



Im Mittelpunkt steht die offene Gestaltung gemeinsamer Freizeitaktivitäten. Inhalt der Mentoringbeziehung ist die Erfahrung einer verlässlichen, positiven Beziehung und die Beziehungsgestaltung in einem offenen Rahmen.



Im Lehrer-Schüler-Verhältnis wird in erster Linie fachlich-inhaltliches Wissen vermittelt. Der Mentor bzw. die Mentorin bringt dem Mentee im klassischen Sinne etwas bei, zum Beispiel eine Sprache, ein Instrument oder Ähnliches. Der Mentee profitiert von neuem Wissen und Fertigkeiten. Die Asymmetrie besteht hier aus dem Wissensvorsprung des Mentors/der Mentorin.



Der Mentor unterstützt den Mentee, eigene Interessen und Fähigkeiten in mögliche (berufliche) Zukunftsentwürfe zu übersetzen. Ausgehend von Fragen der Identitätsfindung des Mentees bereitet der Mentor/die Mentorin den Übergang von z. B. Schule in Studium, Ausbildung oder Praktikum vor, klärt praktische Fragen, baut Ängste ab und begleitet den Übergang unterstützend.

Professionelle Soziale Arbeit oder ehrenamtliches Mentoring?

Mentoring wird zum größten Teil von Ehrenamtlichen praktiziert, was für die professionelle Soziale Arbeit eine Herausforderung darstellt, da ihre Legitimität durch Mentoring infrage gestellt werden kann. Die Soziale Arbeit reagiert auf unterschiedliche Weisen auf das Eindringen von Mentoring in das Feld der Hilfe:

1. De-Professionalisierung durch Mentoring wird als Problem gesehen

Probleme können auf zwei Ebenen verortet werden, nämlich zum einen auf der professionellen Handlungsebene und zum anderen auf der strukturellen Ebene von gesellschaftlichen Problemen und Hilfe.

a) Das Problem von Laien (Freiwilligen/Ehrenamtlichen), die Mentoring betreiben, liegt – aus der Perspektive der professionellen Sozialen Arbeit – in der mangelnden professionellen Reflexion der Tätigkeiten, durch die den Problemlagen und -bearbeitungen der Mentees kein professionelles Wissen zur Verfügung gestellt wird und wodurch die Beziehung nicht professionell gesteuert und gestaltet werden kann. Die Vermischung der Hilfeformen von Ehrenamtlichen und Professionellen mündet unter diesen Voraussetzungen häufig zum einen in einer strukturellen Überforderung der Ehrenamtlichen und zum anderen in einer De-Professionalisierung der professionell erbrachten Hilfeformen.

b) Die Soziale Arbeit hat sich größerer sozialer Gerechtigkeit und der Stärkung der gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten der Klienten verschrieben. Im Zusammenhang mit diesen Zielen kann der Einzug von Mentoring und die große Beteiligung von Laien zu einer De-Professionalisierung der Sozialen Arbeit beitragen, da durch Einzelmaßnahmen wie lokal nicht vernetzte und theoretisch nicht fundierte Programme keine nachhaltige Leistung auf der strukturellen



Ebene vollbracht werden kann. Wenn mit Mentoring die Chancen an gesellschaftlicher Teilhabe, eine Verbesserung des beruflichen Werdegangs und ein Ausgleich von Bildungungleichheit (als nur eine Dimension von sozialer Ungleichheit) erreicht werden soll, so lässt sich die Form der „Privatisierung“ der Hilfeformen und der Einsatz von ehrenamtlichen, nicht professionell ausgebildeten Helfern kritisch betrachten. Das ehrenamtliche Engagement wird zwar als Lösung gesellschaftlicher Probleme propagiert, verdrängt damit aber in manchen Fällen die professionelle Soziale Arbeit, die mit Lizenz und Mandat zur Lösung eben dieser gesellschaftlichen Probleme ausgestattet war.

2. De-Professionalisierung wird als Chance erachtet.

Die Verbreitung von Mentoringprogrammen und deren Einzug in das Feld der Sozialen Arbeit kann aus Sicht der kritischen Sozialen Arbeit als Chance für Akteure der Sozialen Arbeit gelten, ihre eigenen professionsskritischen und antiinstitutionellen Perspektiven auf die Handlungsbereiche und die Art der Klientenbehandlung durchzusetzen. Grundlegend könne durch die Nähe in der persönli-

chen Beziehung, auf der viele Mentoringmaßnahmen beruhen, aus dieser Perspektive die geforderte Grenzlösung zwischen helfendem Sozialarbeiter (Mentor) und hilfsbedürftigen Klienten (Mentee) vorangetrieben und so gemeinsam am Empowerment gearbeitet werden.

Aus der Perspektive der Aktionsforschung kann Mentoring als wirksames Mittel zum Empowerment betrachtet werden, da der Mentee im (theoretisch fundierten) Austausch mit seinem Mentor zu einer Situationsanalyse kommen kann, die zum einen die Einsicht in diejenigen gesellschaftlichen Kontexte erlaubt, die dem Mentee Restriktionen auferlegen, und aus der sich der Mentee zum anderen, durch dieses Wissen und mit Unterstützung seines Mentors, befreien und so von deprivierenden Strukturen emanzipieren kann.

3. Durch die Übernahme des Labels „Mentoring“ werden bereits lizenzierte Handlungsformen der Sozialen Arbeit neu legitimiert.

Die Soziale Arbeit kann versuchen, Mentoring in den legitimen Lizenzbestand zu inkorporieren und damit ihre Stellung (ihr Mandat) im Hilfe-Feld stärken. Dies kann etwa durch die

Aufnahme von Mentoring in die Ausbildung und Handlungspraxis geschehen. Eine weitere Strategie könnte die Übernahme des Begriffs „Mentoring“ darstellen, mit dem bereits lizenzierte Dienstleistungen der professionellen Sozialen Arbeit symbolisch umetikettiert würden. Auf diese Weise kann die Soziale Arbeit (neu legitimiert) mit der eigenen Arbeit fortfahren und Kontrolle über Aufgaben und professionelle (Be-)Handlung sichern.

Ob die Soziale Arbeit dem ihr durch Mentoring begegnenden Legitimations- und Handlungsdruck in Form von Modifikations-, Inkorporierungs- oder Ablehnungsbestrebungen entgegentritt, ob das Verhältnis von Ehrenamtlichen und professionellen Helfern in eine Konkurrenzsituation oder in einander ergänzende Hilfeformen mündet, ob sich die Frage nach (De-)Professionalisierung der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund von expandierenden Mentoringmaßnahmen überhaupt beantworten lässt und ob sich die Bereiche weiter ausdifferenzieren, bleibt abzuwarten. In jedem Fall bedarf es weiterer empirischer Untersuchungen und auch eine Analyse des Feldes aus macht- und konflikttheoretischer Perspektive ist aussichtsreich.

Chancengleichheit an der Alice Salomon Hochschule Berlin?!

Im Rahmen des Moduls „Quantitative Forschungsmethoden an der Alice Salomon Hochschule (ASH) Berlin“ haben Studierende die Möglichkeit erhalten, ein Forschungsprojekt durchzuführen

Dilek Yalniz und Vivien Schröder

Hintergrund

Betrachtet man die Ergebnisse der Pisa-Studie der OECD 2009¹, könnte man annehmen, dass Migration eine Barriere auf dem Weg zur Karriere ist. Dabei stellt Bildung einen zentralen Punkt zur Erlangung einer Erwerbstätigkeit und gesellschaftlicher Partizipation dar. Personen mit Migrationshintergrund sind solche mit oder ohne deutschen

Pass, die selbst eingewandert sind oder Elternteile haben, welche eingewandert sind. In Berlin weisen rund ein Viertel aller Bewohner einen Migrationshintergrund auf. Hiervon hat die Mehrzahl ihre Wurzeln in der Türkei, gefolgt von der ehemaligen Sowjetunion und der Republik Polen².

Neben diversen Bildungsinstitutionen proklamieren ebenso Hochschulen das Prinzip der Chancengleichheit für Migrantinnen und Migranten. So versucht auch die ASH Berlin mehr Studierende

mit Migrationshintergrund für ein Studium der Sozialen Arbeit, Gesundheit und Bildung zu gewinnen.

Vor diesem Hintergrund wurde an der ASH Berlin eine Pilotstudie innerhalb des Bachelorstudiengangs Soziale Arbeit durchgeführt, um die Hypothese zu untersuchen, dass keine Chancengleichheit zwischen Studierenden mit und ohne Migrationshintergrund im Zugang zum Studium besteht. Die Wahl fiel auf diesen Studiengang, da dieser derzeit

den höchsten Anteil an Studierenden mit Migrationshintergrund aufweist. Ziel der Pilotstudie ist es, mögliche Barrieren im Zugang zum Bachelorstudium Soziale Arbeit an der ASH Berlin aus Sicht der Studierenden zu identifizieren.

Methode

Im Juli 2011 wurde eine Befragung durchgeführt, für die ein eigenes Erhebungsinstrument (Fragebogen) entwickelt wurde. Dieses bestand zunächst aus den soziodemografischen Daten und der Staatsangehörigkeit der Studierenden selbst und denen ihrer Eltern.

Weiterhin wurden mögliche formelle Barrieren, basierend auf der Zulassungssatzung der ASH Berlin, entwickelt. In Anlehnung an Büchner³ und Gölbol⁴ erfolgte die Aufstellung der möglichen informellen Barrieren. Dazu gehörten die drei Bereiche: Unterstützung von Familienangehörigen sowie Freunden und finanzielle Ressourcen.

Die Studienteilnehmer/-innen wurden auf dem Campus und in Veranstaltungen/Seminaren gewonnen. Im Anschluss an die Befragung wurden die Daten anonymisiert und mittels SPSS® deskriptiv und explorativ ausgewertet.

Ergebnisse

An der Pilotstudie nahmen 62 überwiegend weibliche Studierende im Alter von 20–30 Jahren teil. Das Durchschnittsalter aller Befragten beträgt 25,65 Jahre (vgl. Tab. 1).

Tab. 1: Kennzahlen der Studienteilnehmer/-innen

Kennzahlen Studienteilnehmer/-innen	alle (n=62)	Studierende ohne Migrationshintergrund (n=30)	Studierende mit Migrationshintergrund (n=32)
Geschlecht			
männlich	13/ 21,7%	7/ 25%	6/ 18,75%
weiblich	47/ 78,3%	21/ 75%	26/ 81,25%
Alter in Jahren	25,65	25,33	25,97
Herkunft	62/ 100%	30/ 48,4%	32/ 51,6%
Familienstand			
ledig	49/79%	25/ 83,3%	24/ 75%
verheiratet	5/8%	---	5/ 15,6%
Lebensgemeinschaft	7/11,3%	5/ 16,6%	2/ 6,25%
geschieden	1/1,6%	---	1/ 3,1%
Kinder			
ja	5/ 8,5%	3/ 10%	2/ 6,9%
nein	54/ 91,5%	27/ 90%	27/ 93,1%

Die Mehrheit (79 Prozent) der Studienteilnehmer/-innen wurde in Deutschland geboren. Insgesamt 91,9 Prozent der Befragten sind wohnhaft in Berlin.

Die Studienteilnehmer/-innen mit Migrationshintergrund haben ihre Wurzeln überwiegend in der Türkei (37,5 Prozent) und je 6,9 Prozent in der Schweiz, Ukraine, Luxemburg, Frankreich, Italien, Afghanistan, Polen, Sri Lanka und Somalia.

Die Mehrzahl (60,4 Prozent) der Studienteilnehmer/-innen war vor dem Studium Vollzeit, Teilzeit oder geringfügig beschäftigt. Dabei besteht zwischen der Berufstätigkeit und den Studienteilnehmerinnen und -teilnehmern mit und ohne Migrationshintergrund kein signifikanter Zusammenhang (Chi-Quadrat = 0,254).

Etwa drei Viertel der Befragten ohne Migrationshintergrund und fast jede/r dritte Studienteilnehmer/-in mit Migrationshintergrund verfügen über eine Hochschulreife. 30 Prozent der Studienteilnehmer/-innen ohne Migrationshintergrund und 47 Prozent der Studienteilnehmer/-innen mit Migrationshintergrund besuchten eine Fachoberschule. Von den befragten Studierenden haben 30,6 Prozent eine Berufsausbildung abgeschlossen.

Gleichermaßen verneinten Studierende mit und ohne Migrationshintergrund, dass die Hochschulzugangsberechtigung als Barriere gesehen wurde. Nahezu die Hälfte der Befragten empfand den Numerus clausus als zu hoch. Das Vorpraktikum sahen 75 Prozent der Studienteilnehmer/-innen nicht als Barriere.

Das die ASH Berlin im hochschuleigenen Zulassungsverfahren Bonuspunkte für interkulturelle Kompetenzen und eine andere Muttersprache als Deutsch vergibt, war nahezu 62,9 Prozent der Befragten bekannt. Auffällig war jedoch, dass diese Tatsache 37,5 Prozent der befragten Studierenden mit Migrationshintergrund nicht bekannt war.

Mehr als drei Viertel der Studienteilnehmer/-innen ohne und mit Migrationshintergrund erlebten Akzeptanz von Seiten der Familienangehörigen in Bezug auf die Entscheidung zu studieren. 26,7 Prozent der Befragten ohne Migrationshintergrund und 34,4 Prozent der Befragten mit Migrationshintergrund haben Familienangehörige, die selbst studiert haben. Geringe Deutschkenntnisse innerhalb der Familie bestanden bei lediglich 6,7 Prozent der Studienteilnehmer/-innen mit Migrationshintergrund. Familiäre finanzielle Ressourcen wurden bei den Befragten als eine Hürde gesehen.

78,1 Prozent der Befragten mit Migrationshintergrund erlebten innerhalb des Freundeskreises eine höhere Akzeptanz des Studiums als Studienteilnehmer/-innen ohne Migrationshintergrund (64,3 Prozent). 67,2 Prozent der Befragten mit Migrationshintergrund und

55,4 Prozent der Befragten ohne Migrationshintergrund haben Freunde, die in Berlin wohnen und selbst studieren möchten beziehungsweise studiert haben. Bei den Studienteilnehmerinnen und -teilnehmern mit Migrationshintergrund gaben zwei Personen an, dass nur geringe Deutschkenntnisse vorhanden waren.

Die eigenen finanziellen Ressourcen empfanden zehn Studienteilnehmer/-innen ohne Migrationshintergrund und 14 Studienteilnehmer/-innen mit Migrationshintergrund als informelle Barriere. 44,4 Prozent der Befragten ohne Migrationshintergrund und 36,7 Prozent der Befragten mit Migrationshintergrund waren Fördermöglichkeiten wie BAföG und Stipendium bekannt. Jedoch hatten die Befragten ohne Migrationshintergrund (28,6 Prozent) weniger Anspruch

auf Fördermöglichkeiten im Gegensatz zu Befragten mit Migrationshintergrund (35,5 Prozent). Nahezu jede/r fünfte der Befragten gab an, Angst vor finanziellen Einbußen aufgrund der Aufnahme des Studiums zu haben.

Schlussfolgerung

Anhand der dargestellten Ergebnisse lässt sich schlussfolgern, dass bei den befragten Studierenden mit und ohne Migrationshintergrund, die den Zugang zur ASH Berlin geschafft haben, kaum Differenzen bei den formellen und informellen Barrieren wahrgenommen werden. Unterschiede bestehen bei der Bekanntheit der Bonuspunkte für interkulturelle Kompetenzen und bezüglich der Informationen über Fördermöglichkeiten, wobei Studienteilnehmer/-innen mit Migrationshintergrund weniger

Kenntnis darüber hatten. Auffällig ist, dass mehr Studierende mit Migrationshintergrund Eltern haben, die selbst studiert haben.

Mit dem bestehenden Hochschulprojekt „Schulkampagne“ versucht die ASH Berlin vor allem, Studieninteressentinnen und -interessenten mit Migrationshintergrund zu erreichen, und für ein Studium zu motivieren, denn offensichtlich liegen die Barrieren zum Studium vor dem Eintritt in die Hochschule.

Empfehlenswert ist daher die Durchführung einer Studie vor dem Zugang zum Studium, um Barrieren von Schülerinnen und Schülern zu identifizieren und dementsprechend gezielte Maßnahmen anzuwenden.

¹ OECD. (7. Dezember 2010). [www.oecd.org](http://www.oecd.org/document/8/0,3746,de_34968570_35008930_46582920_1_1_1_1,00.html). Abgerufen am 24. August 2011 von http://www.oecd.org/document/8/0,3746,de_34968570_35008930_46582920_1_1_1_1,00.html.

² Beauftragter für Integration und Migration (30. Juni 2010). [www.berlin.de](http://www.berlin.de/lb/intmig/statistik/demografie/melderechtlich_bevoelkerung_migrationshintergrund.html). Abgerufen am 30. August 2011 von http://www.berlin.de/lb/intmig/statistik/demografie/melderechtlich_bevoelkerung_migrationshintergrund.html.

³ Büchner, P. (2006): Der Bildungsort Familie. Grundlagen und Theoriebezüge. In: P. Büchner & A. Brake (Hrsg.): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien (S. 21–47). VS Verlag für Sozialwissenschaften.

⁴ Gölbol, Y. (2007). Lebenswelten türkischer Migrantinnen der dritten Einwanderergeneration. Eine qualitative Studie am Beispiel von Bildungsausteigerinnen. Herbolzheim: Centaurus-Verlag.

Entwicklung eines digitalen Test- und Evaluierungssystems für Manuelle Aktionen (dig-TEMA)

Elke Kraus

Manuelle Tests spielen eine große Rolle, wenn es um die Einschätzung menschlicher Entwicklungsprozesse in Kombination mit manuellen Fähigkeiten geht. In vielen therapeutischen, medizinischen und gesundheitswissenschaftlichen Berufen ist das Erfassen von motorischen Fähig- und Fertigkeiten bei Patienten und Patientinnen von großer Wichtigkeit, vor allem im neurologischen, motorisch-funktionellen und pädiatrischen Bereich. Zu diesem Zweck gibt es eine Vielzahl von mehr oder weniger validier-

ten, standardisierten und normierten Testverfahren und Assessments zur Motorik und insbesondere zur Handmotorik. Auch in der Neurologie spielen derartige Tests eine große Rolle. Umso verwunderlicher erscheint die Tatsache, dass die Durchführung und die Interpretation der Tests bis heute fast ausschließlich ohne IT-Unterstützung erfolgen und das Ergebnis anhand von Kriterien eingeschätzt wird. Aufgrund der besonders starken subjektiven Beeinträchtigung der Testergebnisse ist oft mit wenig Sicherheit festzustellen, welcher Grad von motorischer Beeinträchtigung vorliegt

bzw. ob im Rahmen eines Effizienznachweises eventuell kleinere Verbesserungen oder Verschlechterungen über die Zeit stattgefunden haben. Sind mehrere Untersucher beteiligt, so verschärft sich das Problem. Der hohe Anteil subjektiver Interpretation vermindert die Reproduzierbarkeit und Vergleichbarkeit der Ergebnisse erheblich.

Einen möglichen Lösungsansatz bietet die Entwicklung eines universellen, modular aufgebauten Testsystems, das bei konkreten Tests mit hoher Zuverlässigkeit und Objektivität nicht nur die moto-

rische Geschwindigkeit und die Genauigkeit einer manuellen Aktivität erfasst, sondern auch Komponenten wie Druck und räumliche Bewegungsqualität messen kann. Hierfür soll ein allgemeines Bewegungsmodell entwickelt werden, welches für den jeweiligen Test spezifiziert wird und auf dessen Grundlage die reproduzier- und vergleichbare Auswertung von Testprotokollen erfolgen soll. Auf der Grundlage des geplanten „digitalen Test- und Evaluierungssystems für Manuelle Aktionen“ (dig-TEMA) soll eine

Suite klassischer Tests implementiert und die Nutzung moderner Eingabeformen (Touchscreen, Multitouch, Wii, Sensor Nodes) für derartige Tests evaluiert werden. Zuerst soll am Beispiel des Händigkeitsprofils, eines standardisierten Assessments für Kinder mit differenzierten Aspekten und Komponenten der Handmotorik, die Zuverlässigkeit des IT-gestützten motorischen Assessments geprüft werden. Das Händigkeitsprofil wurde wegen seiner differenzierten und vielfältigen Struktur als Grundlage

für die Entwicklung eines digitalisierten Messinstruments für Manuelle Aktionen gewählt. Die einzelnen Subtests können unabhängig voneinander und ohne Bezug auf die Händigkeit angewendet werden. Man geht davon aus, dass das Verfahren mit großer Reliabilität zu Zwecken der Erstbefundung oder Diagnostik, Verlaufsdokumentation und Evaluation sowie als Effizienznachweis eingesetzt werden kann.

Häusliche Pflege in langlebiger Gesellschaft (PflegeLangG)



*Jana Gampe, Jacqueline Schoen
und Christina Nagel*

Abstract

Das Projekt verfolgt das Ziel, unter Berücksichtigung der Verschiedenartigkeit der Belegschaft langfristig tragfähige Maßnahmen für ambulante Pflegedienste zu konzipieren und zu erproben sowie deren Unternehmenskultur nachhaltig

positiv zu verändern, um dem Personal-mangel in der häuslichen Pflege entgegenzuwirken und neue Qualifizierungsmöglichkeiten zu erarbeiten.

Problemaufriss und regionaler Bezug

Vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung ist das Thema Pflege aktueller denn je. Auch in der Hauptstadt vollzieht sich dieser Wandel. Vor-

hersagen zufolge werden in Berlin trotz geringfügig ansteigender Bevölkerung künftig immer mehr ältere und weniger junge Menschen leben¹. Auch wird prognostiziert, dass sich das Durchschnittsalter eines Berliners von 42,5 Jahren (2007) auf 45,3 Jahre im Jahr 2030 erhöht. Die Anzahl Hochbetagter über 80 Jahre wird in den nächsten Jahren drastisch um 87 Prozent auf 256.000 Personen ansteigen². Bei dieser Personengruppe steigt das Risiko der Pflegebedürftigkeit bis auf etwa 28 Prozent³. Laut der Pflegestatistik aus dem Jahre 2009 erhielten insgesamt 101.351⁴ Berliner zum Ende des Jahres 2009 Leistungen nach dem Pflegeversicherungsgesetz. Davon wurden 26.263 Personen⁵ in Kooperation oder vollständig durch 505 Berliner häusliche Pflegedienste⁶ (Stand: 2009) betreut. Annahmen zufolge reicht die Entwicklung der Mitarbeiteranzahl in den häuslichen Pflegeeinrichtungen in Zukunft nicht mehr aus, um der wachsenden Zahl an Pflegebedürftigen gerecht zu werden. Hinzu kommt, dass neben vielen Pflegekräften, die aus dem Beruf aussteigen, viele Ausbildungs- und Arbeitsplätze in der Pflege unbesetzt bleiben⁷. Infolgedessen stehen ambulante Pflegedienste, auch vor dem Hintergrund begrenzter finanzieller Ressourcen, zunehmend in einem Wettbewerb um Pflegekräfte, gleich ob Hilfs-, Service- oder Pflegefachkräfte.

Forschungsfragen

Häusliche Pflege in langlebiger Gesellschaft (PflegeLang), ein Verbundprojekt der Alice Salomon Hochschule Berlin (ASH) und der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin (HTW), möchte gemeinsam mit ambulanten Pflegediensten Wege zur Lösung des Personalproblems finden und nimmt sich dabei den folgenden Forschungsfragen an:

- Wie können ambulante Pflegedienste neue Mitarbeiter gewinnen und einarbeiten?
- Wie kann Stammpersonal langfristig gebunden und gefördert werden?
- Von welchen Schnittstellen können Pflegedienste untereinander oder mit anderen Akteuren aus dem ambulanten Bereich gemeinsam in einem Netzwerk profitieren?
- Inwieweit kann das Projekt zu einer Veränderung in der Unternehmenskultur der ambulanten Pflegedienste im Raum Berlin beitragen und deren Ansehen stärken?

Projektziele und Arbeitsschritte

Im Rahmen des Projektes werden zukunftsorientierte Maßnahmen zur Gewinnung, Einarbeitung, Bindung und Qualifizierung von Mitarbeitern konzipiert und erprobt. Darüber hinaus sollen die Arbeitsabläufe in den häuslichen Pflegeeinrichtungen untersucht und optimiert werden. Dabei wird die Gesamtheit der Mitarbeiter in ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten (Diversity-Management) berücksichtigt. Das Augenmerk liegt dabei auf bisher wenig erforschten Bevölkerungsgruppen im häuslichen Pflegebereich, wie Personen mit Migrationshintergrund, älteren Arbeitnehmern, Rückkehrern und Personen, die eine zweite Berufskarriere anstreben. Mittels eines regionalen Netzwerkes für Berlin soll der Ausgangspunkt für eine nachhaltige Kooperation zwischen den Akteuren aus dem ambulanten Bereich geschaffen werden. Übergeordnetes Ziel ist es, einen nachhaltigen Veränderungsprozess

anzustoßen, sodass die unverzichtbare Pflegearbeit in der Gesellschaft mehr Anerkennung erfährt.

Das Projekt PflegeLang gliedert sich in sieben Teilschritte. Einen Überblick über die Kernpunkte bietet die nachstehende Grafik.



Abbildung 1:
Übersicht der geplanten Projektphasen (eigene Darstellung)

Praxispartner

PflegeLang wird in Zusammenarbeit mit aktiven Kooperationspartnern, bspw. Pflegediensten des QVNIA e. V. und der mevanta Pflegegesellschaft mbH, durchgeführt sowie von einem Projektbeirat mit spezifischem Bezug zu den Projekthaltungen begleitet. Hierzu zählen u. a. Pflegestützpunkte, wie der Pflegestützpunkt Siemensstadt, das Demografie Netzwerk der Region Berlin-Brandenburg, Vertreter von Krankenkassen oder das Jobcenter.

Aktiver Kooperationspartner

Qualitätsverbund Netzwerk im Alter – Pankow e. V. (QVNIA e. V.)

Seit Beginn des Projektes beteiligt sich der Qualitätsverbund Netzwerk im Alter – Pankow e. V. am Projektvorhaben. Der Verbund von Einrichtungen für den Bereich Gesundheit und Pflege in Pankow möchte mit seinen Mitgliedern das Ziel erreichen, die Versorgung von akut oder chronisch kranken, pflege- und/oder rehabilitationsbedürftigen Personen zu verbessern. Dabei sollen die zahlreichen Angebote der gesundheitlichen und sozialen Versorgung wohnortnah und verbindlich vernetzt werden. Als Kooperationspartner ermöglicht QVNIA e. V. den Zugang zu 16 ambulanten Pflegeeinrichtungen unterschiedlicher Trägerschaft und Mitarbeiterstruktur.

Projektbeirat

Das Demographie Netzwerk (ddn) Seit Projektbeginn beteiligt sich der ddn, ein gemeinnütziger Verein mit Bundesförderung, im Beirat des Projektes. Dieser bietet seinen 250 Mitgliedsunternehmen aus den unterschiedlichsten Branchen eine Plattform u. a. zu Themen wie Demografie-Management, Fachkräftesicherung, Qualifizierung, Führung und Personalpolitik. Mit den Erkenntnissen aus dem Projekt strebt der ddn an, seine Pflegeunternehmen besser auf die zukünftigen Anforderungen vorzubereiten und ihnen Empfehlungen für die Gestaltung attraktiver und altersgerechter Arbeitsplätze durch Elemente wie passgenaue Qualifizierung, Schichtplangestaltung und Führungsverhalten zu geben.

Pflegestützpunkt Siemensstadt

Der Pflegestützpunkt unter der Trägerschaft der Siemens-Betriebskrankenkasse verfolgt mit weiteren Pflegestützpunkten die Ziele, die ambulanten Versorgungsangebote in Berlin zu vernetzen und die bedarfsgerechte Versorgung älterer Migranten, pflegebedürftiger Kinder und Jugendlicher sowie älterer Menschen mit Behinderung zu gewährleisten. Hierzu zählen auch professionelle Unterstützungsangebote durch ambulante Pflegedienste.

Projekthintergrund

Die Laufzeit des Verbundprojektes PflegeLanG beträgt zwei Jahre, vom 01. 07. 2011 bis zum 30. 06. 2013. Finanziert wird das Projekt vom 2009 gegründeten

Institut für angewandte Forschung Berlin (IFAF), welches Forschungsprojekte an Berliner Hochschulen fördert, die zur Stärkung klein- und mittelständischer Unternehmen aus der Region Berlin-Brandenburg beitragen. Die Durchführung obliegt den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen Jana Gampe (ASH), Jacqueline Schoen (ASH) und Christina Nagel (HTW). Verantwortlich für das Projekt sind Dr. Vjenka Garms-Homolová (ASH), Professorin für Gesundheitsmanagement, und Dr. Gernold P. Frank (HTW), Professor für allgemeine Betriebswirtschaftslehre.

Weitere Informationen:
www.pflegelang.de

¹ Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (Hrsg.): Demografiekonzept für Berlin. Ohne Verlagsangabe: Berlin 2009.

² Vgl. Fußnote 1

³ Büssing, A.; Giesenbauer, B.; Glaser, J.; Höge, T.: Ambulante Pflege: Arbeitsorganisation, Anforderungen und Belastungen. Eine Pilotstudie mit Erfahrungsberichten. Schriftenreihe der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin (Hrsg.). Wirtschaftsverlag NW: Dortmund, Berlin 2000.

⁴ Statistisches Bundesamt: Pflegestatistik 2009. Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung 2. Bericht: Ländervergleich – Pflegebedürftige. Ohne Verlagsangabe: Wiesbaden 2011.

⁵ Vgl. Fußnote 4.

⁶ Pflegestatistik 2009. Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung 3. Bericht: Ländervergleich – ambulante Pflegedienste. Ohne Verlagsangabe: Wiesbaden 2011.

⁷ Richter, G.; Schatte, S.; Berkels, H.; Schwarzwälder, S.: Fels in der Brandung. Ältere Beschäftigte im Pflegeberuf. Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin. Druck- und Medienhaus Rademann: Lüdingshausen 2008.

Entwicklung, Durchführung und Evaluation eines Schreibcoachingprogramms für Studierende der Alice Salomon Hochschule Berlin – Schreib-EDE

Ingrid Kollak, Rosaria Chirico,
Susanne Arthur und Nils Lahmann



Im Rahmen der „Masterplan-Ausbildungsoffensive“ fördert der Berliner Senat „Hochschulspezifische Maßnahmen für Innovationen“. Durch neue Lernformen des Gruppen- und Einzelcoachings soll das wissenschaftliche Schreiben unserer Studierenden verbessert werden. Damit wollen wir die Empfehlung der Schreibforschung, die Ausdrucksfähigkeit und wissenschaftliche Schreibkompetenz der Studierenden durch gezielte Förderung zu unterstützen, in die Tat umsetzen.

Projektidee

Aus Sicht des seit 2006 an der ASH eingerichteten Masterstudiengangs „Biografisches und Kreatives Schreiben“ (BKS) ist eine solche Schreibförderung dann erfolgreich, wenn sie kreative Arbeitsformen einsetzt und biografisch orientiert ist, d. h., sich an den Bedingungen und Erfahrungen des Ratsuchenden orientiert. Da diese Methoden bereits zum akkreditierten Angebot des Mas-

terstudiengangs BKS gehören, verfügt die ASH sowohl über das Know-how als auch über Dozentinnen und Dozenten, die unsere Studierenden unterstützen können.

Methode und Ablauf

Die Studie hat eine Laufzeit vom 1. Juni bis 31. Dezember 2011. In dieser Zeit entwickelt das EDE-Team ein Schreibcoaching-Programm für die ASH und einen Fragebogen zur Evaluation. Das EDE-Team sind: Ingrid Kollak (Leitung Studiengang BKS, Antragstellung und Projektleitung), Rosaria Chirico (wissenschaftliche Mitarbeiterin und Schreibcoach, Programmentwicklung), Susanne Arthur (studentische Mitarbeiterin, Koordination), und Nils Lahman (wissenschaftlicher Mitarbeiter und Epidemiologe, Statistik).

Zunächst werden die Dozentinnen und Dozenten des Masterstudiengangs und

externe Schreibcoachs in zwei Workshops auf die konkrete Arbeit in der Studie eingestimmt.

Dann werden sechs Workshops mit insgesamt 90 Studierenden durchgeführt, in denen ganztägig (10 bis 16 Uhr) ein Gruppen-Schreibcoaching stattfindet. Hier werden u. a. die Idee des Schreibcoachings mit praktischen Beispielen erläutert, Phasen des wissenschaftlichen Schreibens und deren spezielle Anforderungen praktisch vermittelt und Mittel zur Diagnose individueller Schreibprobleme eingesetzt.

Mit diesen Informationen, neuen Schreibtechniken und einer Einschätzung des persönlichen Schreibstils und möglicher Verbesserungen erhalten die Studierenden zwei individuelle Einzelcoachingtermine.

Zu Beginn des Gruppencoachings und am Ende der Einzeltermine füllen die

Teilnehmenden der Studie unseren Fragebogen aus. Parallel dazu werden Studierende der ASH befragt, die nicht an der Studie teilnehmen.

Bis Ende des Jahres wird es eine erste Auswertung der Daten geben, später dann auch Berichte und Artikel.

Große Nachfrage

In kürzester Zeit haben sich mehr als 90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer für die Studie gemeldet. Wir hoffen nun, dass sich alle möglichst gleichmäßig auf die Workshops und Einzeltermine verteilen und sorgfältig die Fragebögen ausfüllen – unser kleiner Preis für das kostenlose Schreibcoaching.

Wir sind gespannt, ob eine Förderung der Schreibkompetenz mit dem Schreibcoaching-Programm gelingt und sich mithilfe der Interventionsstudie abbilden lässt.

Anzeige

Wir sind da!

Sie haben an der ASH Berlin studiert, gearbeitet, geforscht oder gelehrt?

Dann bietet Ihnen das Alumni Netzwerk „Alice in the field“ viele verschiedene Angebote. Finden Sie zum Beispiel ehemalige Mitstreiter/-innen wieder und erfahren Sie die neuesten Informationen rund ums Hochschulleben an der ASH.

Abonnieren Sie die *alice* und stöbern Sie im Newsletter mit den aktuellen Forschungsprojekten. Nutzen Sie die fachlichen Ressourcen der Hochschule und treten mit anderen Fachkräften in Verbindung.

Wir freuen uns auf Sie:

alumni@ash-berlin.eu · www.ash-berlin.eu/alumni



Das Alumni-Netzwerk
der Alice Salomon Hochschule Berlin

ASH Berlin meets New York City

Ingrid Kollak

Vom 3. bis 12. Juni 2011 war die Projektgruppe „Care und Case Management“ der ASH Berlin in New York City. Hier eine kleine Übersicht der Einrichtungen und Menschen, die wir besucht haben.

Das East New York Diagnostic and Treatment Center in Brooklyn leistet als Gesundheitszentrum knapp 93.000 Be-



Die Projektgruppe mit der leitenden Pflegedirektorin und einer Kollegin vom East New York Diagnostic and Treatment Center

ratungen und Untersuchungen pro Jahr. Es ist eine akzeptierte Anlaufstelle und bietet Angebote der allgemeinen, gynäkologischen und zahnärztlichen Versorgung mit spezifischen, teilweise aufsuchenden Angeboten für junge Mütter, obdachlose Menschen, Schulkinder und Nachbarschaftsheime. Hier haben wir uns über Care und Case Management im Rahmen des „Diabetes Self Management Programm“ informiert.

Das King's County Hospital (KCH) wurde 1831 gegründet und zählt mit über 200 Kliniken und einem Traumazentrum zu den sehr gut ausgestatteten staatlichen Krankenhäusern. Auch hier nutzen täg-

lich Hunderte Menschen die Notaufnahme. Alle werden von Pflegefachkräften sofort untersucht und dann nach Dringlichkeit direkt weiterbehandelt oder auf eine Warteliste gesetzt. Eine grobe Fahrlässigkeit hatte die psychiatrische Notfallambulanz des Hauses in Verruf gebracht. Die neue Klinikleitung achtet nun genauestens auf Organisation und Ablauf der Wartezeit. Im KCH werden alle stationär behandelten Patienten im Care und Case Management erfasst, weil jeder Behandlungsschritt zwischen den vielen Kliniken, mit den Versicherungen und der Sozialversorgung abgestimmt werden muss.

Seit über 150 Jahren kümmert sich die Children's Aid Society schon um die Unterbringung unterversorgter Kinder aus New York City. Vorübergehend Pflegefamilien zu finden und die leiblichen Eltern für ihre Erziehungsaufgaben zu befähigen steht auf der täglichen Agenda dieser Einrichtung. Auch hier wird das Care und Case Management eingesetzt, um Pflegeeltern, Eltern, Sozialamt, Schule, Gericht sowie Hebammen und Ärzte erfolgreich miteinander zu vernetzen.

Um Ausbildung und Professionalisierung ging es bei unseren Besuchen des

Henry Street Settlements, der ersten Einrichtung der Gemeindepflege und professionellen häuslichen Versorgung in den USA, der New York University, mit einem hoch qualifizierten, aber extrem teuren Studienangebot rund um den attraktiven Washington Square und der National League for Nursing, einem Berufsverband, in dem hauptsächlich Ausbildungsträger organisiert sind.

Nicht zuletzt waren wir auf den Spuren von Alice Salomon unterwegs und haben das Leo Baeck Institut besucht, wo u. a. die Doktorurkunde, der Reisepass und die Verdienstmedaille unserer Hochschulgründerin zu sehen sind. Auf Ellis Island ist die Geschichte der Einwanderung in den USA sehr gut dokumentiert. Die ehemaligen Unterkünfte, Aufenthalts- und Behandlungsräume von deutschen Auswanderern und Emigranten anderer Nationen sind heute als Museum für die Öffentlichkeit zugänglich. Kopien der Ausreisepapiere von Alice Salomon gab es für uns bei der National Archives and Records Administration zu sehen. Alice Salomons Grab auf dem Evergreen-Friedhof haben wir auch besucht. Es liegt nur einen Fußweg entfernt vom East New York Diagnostic and Treatment Center in Brooklyn.



Im Gespräch mit der leitenden Pflegekraft der Notfallaufnahme des King's County Hospital Rosamond Payne (Masterabschluss MSc in Nursing)

„Wir haben gelernt, dass man Träume realisieren kann“ Zwischenevaluation des Projekts „Luz que Anda“ in Serra Negra, Brasilien

Bettina Völter

Das transkulturelle Gemeinwesenprojekt „Luz que Anda“ (übersetzt: Wanderndes Licht) im 500-Einwohner/-innen-Dorf Serra Negra im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais wurde im September 2004 gegründet. Seit 2008 ist dieses Projekt über eine studentische Brasilien AG an der ASH verankert. Im aktiven Austausch mit der Hochschule für Musik und Theater (HMT) Rostock sowie der Partneruniversität der ASH „FUNEDI“ in Divinópolis, Brasilien, sichern Impulse „von außen“ die Kontinuität der Gemeinwesenarbeit in Serra Negra. Im Juli und August 2011 reiste eine Gruppe von drei Studierenden der ASH sowie der HMT in Begleitung der Hochschullehrerinnen Marion Küster (HMT Rostock) und Bettina Völter (ASH Berlin) nach Serra Negra, um dort mit Studierenden der Partneruniversität FUNEDI die soziale Gruppenarbeit im Dorf weiterzuentwickeln sowie eine Zwischenevaluation zum aktuellen Projektstand und zur Sichtweise der Dorfbevölkerung und der Projektpartner/-innen auf die Arbeit zu erheben.

Forschendes Lernen

Der Schwerpunkt des Austauschs war bei der diesjährigen Projektreise zum einen die Unterstützung und Stärkung der brasilianischen Projektpartner/-innen vor Ort. Diese leiten einmal wöchentlich im Dorf soziale Gruppenarbeit für eine Kinder- und eine Jugendlichengruppe an (darunter in den letzten fünf Jahren die je nach Schwerpunkten der Studierenden und Wünschen der Kinder und Jugendlichen langfristig wechselnden Angebote: Theater, Puppenspiel, Tanz, Capoeira, Malen und Basteln, Fotografie, Musik). Aus dieser Basisarbeit mit den Kindern, die seit Anbeginn des Projekts zunächst angelehnt und dann frei nach dem Theaterpädagogen Augusto Boal Themen des Ortes und der Kinder und Jugendlichen



Die Kinder fertigen Puppen aus Plastikflaschen

(wie Müllproblematik, Wasserversorgung, Schulbus, Gewalt, Umgang mit Behinderung, Diskriminierung, Identität, Kinderrechte, Inklusion und Exklusion) aufgriff, entstand eine Gemeinwesenarbeit, die auch die Erwachsenen einbezieht. Selbstgestellte Aufgabe des diesjährigen Aufenthalts war es auch, sich mit diesem langjährigen Prozessverlauf des Projektes auseinanderzusetzen, um daraus für die zukünftige Projektentwicklung und allgemein über die Bedingungen und Wirkungen von Gemeinwesenarbeit zu lernen. Wir ließen uns Geschichten des Projekts Luz que Anda erzählen, ließen die Kinder im Spiel erzählen und fragen, fotografieren, malen, Erlebnisse szenisch darstellen. Mit vielen erwachsenen Akteurinnen und Akteuren oder Beobachterinnen und Beobachtern des Projekts führten wir narrative Interviews. Dadurch konnten wir erforschen und lernen, was die Bewohner/-innen des Dorfes und unsere universitären Projektpartner/-innen über die Jahre erlebt haben, wie sie die Geschichte des

Projektes aus ihren unterschiedlichen Perspektiven sehen, welche Wirkungen des Projekts sie explizit und implizit für ihre Lebensgeschichten darstellen.

Kollektiv und persönlich erlebte Wirkungen, materialisierte Erfolge

Die Kinder erzählten beispielsweise von ihren Erlebnissen in der Schule, wo sie mittlerweile nicht mehr als die etwas zurückgebliebenen Schüler/-innen eines entlegenen Dorfes wahrgenommen, sondern als erfahrene Theaterspieler und Projektpartner anerkannt werden. Die Lehrer/-innen bitten sie um Unterstützung bei alternativen pädagogischen Ansätzen im Unterricht, sie werden angefragt, Auftragsstücke zu entwickeln und aufzuführen. Selbstwirksamkeit erleben sie offenbar vor allem auch, wenn es um die Entwicklung sowie Durchsetzung ihrer Interessen sowie um sprachliche Ausdrucksfähigkeit in der Öffentlichkeit geht. Durch die Begegnung mit vielen Studierenden animiert, planen



Der neugebaute Dorfplatz mit der Kirche in Serra Negra



In den Zeichnungen der Kinder dokumentieren sich ihre Erlebnisse

erstaunlich viele Jugendliche im Dorf zu studieren. Im Projekt soll deshalb nun eine Informations- und Förderergruppe für Jugendliche mit Studienwunsch eingerichtet werden. Ein Paar erzählte, dass seine Ehe durch Intervention von Projektakteuren einen positiven Verlauf nahm, eine Mutter erzählte von ihrem Sohn, für den nach drei schweren OPs die soziale Gruppenarbeit des Projekts heilsam war. Freundschaften und verlässliche Arbeitsbeziehungen konnten

sich bilden, Menschen wurden in die Dorfgemeinschaft integriert, andere leider – entsprechend der Erfahrungen von Gemeinwesenarbeit allgemein – auch strukturell ausgeschlossen. Zu den materialisierten Erfolgen gehört für die Dorfbewohner die Gründung und die Arbeit des Bürgervereins AMOSENA, der durch Luz que Anda angestoßen und befördert wurde und der derzeit im fünften Jahr autonom arbeitet. Das zentrale Gemeindehaus auf dem Dorfplatz wurde aus Eigenmitteln sowie finanzieller Unterstützung durch die Stiftungen Nord-Süd-Brücken und Norddeutsche Stiftung Umwelt und Entwicklung renoviert und erweitert. Seit 2008 wurde mittels partizipativer Methoden mit der Dorfbewohner und zwei jungen Architekten der Region die Gestaltung und der Bau des Dorfplatzes geplant. In diesem Sommer konnte der nun neu gebaute Dorfplatz mit einem großen Festakt eingeweiht werden. Er ist vielfältig nutzbar und die Dorfbewohner hat ihn sich bereits ganz unterschiedlich angeeignet.

In einer unserer ersten Umfragen 2005 hatte die Mehrheit der Bevölkerung als ihr Wunschziel des Projekts Luz que Anda den Bau des Dorfplatzes angegeben. In den narrativen Interviews und Gesprächen 2011 kristallisierte sich ein

diskursiver Kernsatz heraus, den viele auf die eine oder andere Weise äußerten: „Wir haben gelernt, dass man Träume realisieren kann, wenn viele gemeinsam ein Ziel erreichen möchten“.

Insgesamt hat das Projekt über sieben Jahre mit über 50 Akteurinnen und Akteuren unterschiedlicher Disziplinen gearbeitet, die das Dorf mit ihrer regelmäßigen Arbeit und nachhaltigen Impulsen unterstützten. 29 Studierende von der HMT Rostock und der ASH Berlin waren seit 2005 zu einem 2 bis 4-wöchigen Projektaufenthalt im Dorf, um dort die soziale Gruppenarbeit mit unterschiedlichen Methoden weiterzuentwickeln und um Anregungen von außen zu geben. Lernen auf Augenhöhe, mit einem partizipativen, transkulturellen Ansatz bedeutet für Luz que Anda, dass das Projekt nun eine Umkehrung erfährt: Zum zweiten Mal sind brasilianische Projektpartner in Berlin und Rostock. Die Grundidee ist, dass sie sowohl Einblick in die Seminare an den jeweiligen Hochschulen erhalten als auch in den Stadtteilen Marzahn-Hellersdorf und Lütten-Klein/Lichtenhagen ihrerseits soziale Gruppenarbeit mit Kindern und Jugendlichen in schwierigen Lebenslagen anleiten. Begleitet werden sie dabei von Studierenden der HMT Rostock sowie der ASH Berlin.

Im Bann von Big Apple

Angelina Krüger studiert Soziale Arbeit an der ASH Berlin. Ihr Praxissemester hat sie in New York verbracht.

Warum haben Sie sich für die USA entschieden?

Die Wahl auf die USA fiel eigentlich eher zufällig. Ursprünglich wollte ich mein Praxissemester bei einer englischsprachigen Organisation in Kopenhagen absolvieren, allerdings bekam ich kaum Rückmeldungen auf meine Bewerbungen, weshalb ich mich irgendwann entschied, im englischsprachigen Ausland weiterzusuchen. Nur zehn Stunden nachdem ich meine Bewerbung per E-

Mail abgeschickt hatte, bekam ich eine positive Antwort vom Hamilton-Madison House. Dass es sich hierbei um ein Projekt in New York City handelte, entdeckte ich erst beim Recherchieren der Adresse und war natürlich erstmal baff.

Um was für eine Institution handelt es sich bei dem Hamilton-Madison House?

Es ist ein Gemeinwesenzentrum, welches in einem Armutsgebiet Chinatown's

die erste Anlaufstation für eine Vielzahl ethnischer Gruppen darstellt. Als Teil der Settlement-Bewegung wurde das Projekt 1898 gegründet. Zwischen Manhattan- und Brooklynbridge gelegen, bietet das Settlement-Haus ganz unterschiedliche Projekte für Kinder, Ältere, Kranke, Behinderte, Einwanderer, Jugendliche, Flüchtlinge und Arbeitslose. Dazu gehören beispielsweise individuelle Beratung, Krisenintervention, Psychotherapie, rechtliche Beratung, Musikunterricht, Gruppenarbeit für Kinder



Angelina Krüger (2. v.l.) mit Personal vom Hamilton-Madison House

und Erwachsene, Kunstseminare, Englischunterricht, Kinderbetreuung, Computerseminare, Straßensozialarbeit und Arbeitsvermittlung für Jugendliche.

Beschreiben Sie uns doch bitte Ihren Arbeitsalltag?

So unterschiedlich wie das Klientel, die gesprochenen Sprachen, Kulturen, Gerüche und Geschmäcker im Melting Pot New York waren auch meine Aufgaben im Hamilton-Madison House. Über einen Zeitraum von sechs Monaten beschäftigte ich mich etwa 40 Stunden die Woche mit über zwanzig Projekten. Ich war hauptsächlich im Bereich des Sozialmanagements tätig und hatte lediglich fünf Wochenstunden direkten Klientelkontakt. Beispielsweise verfasste ich Finanzierungsanträge, organisierte Events, gestaltete Programme zur Ferienbetreuung, entwarf ein neues Bibliothekssystem, organisierte einen „Food Drive“ für die Bedürftigen in der Nachbarschaft, verteilte zahlreiche Flyer, bildete Netzwerke mit umliegenden Einrichtungen, gab Nachhilfestunden am Wochenende und veranstaltete drei Mal wöchentlich eine Lesestunde für die Hortkinder.

Haben Sie mit Ihren Projekten etwas erreichen können?

Eine der interessantesten Erfahrungen war definitiv die Bewilligung meines Finanzierungsantrages und die darauf folgende Auszahlung von \$ 50.000 an das Hamilton-Madison House zur Realisierung eines neuen Projektes für Jugendliche. Außerdem war es ein wirklich schönes Gefühl, erstmalig in der 113-jährigen Geschichte des Settlement-Hauses ein Bibliothekssystem geschaffen zu haben, welches aktiv von den Kindern und Jugendlichen genutzt werden kann. In der Gestaltung eines Leseprojektes stieß ich anfänglich klar an meine Grenzen, baute zu den Kindern nach und nach aber eine immer intensivere Bindung auf, sodass es mir bei der Abschiedsfeier verdammt schwerfiel, halbwegs die Fassung zu bewahren, als alle gemeinsam einen Angelina-Song für mich sangen. Alles in allem habe ich wirklich sehr viel in diesem halben Jahr gelernt und an der interkulturellen Arbeit großen Gefallen gefunden.

Konnten Sie nebenher noch die Stadt erkunden?

New York bietet so viele Freizeitmöglichkeiten, dass man anfänglich erstmal gar nicht so richtig weiß, wohin mit sich. Immer mit meiner Kamera bewaffnet, ließ ich mich einfach von der Stadt in den Bann reißen und versuchte einfach

nur, diese Vielfaltigkeit und Offenheit aufzunehmen. Ich besuchte viele Galerien und Museen, ging mit Freunden ins Kino, nahm Tanzunterricht, verbrachte ein erstes Weihnachten ohne meine Familie, bestaunte Tänzer in der Oper und am Broadway, lernte faszinierende Menschen kennen, ließ die Seele im Central Park baumeln, lernte ein bisschen Chinesisch, reiste nach North Carolina und Philadelphia, las etliche Bücher im Waschsalon, zeigte Besuchern mein neues lieb gewonnenes Zuhause und verbrachte mindestens zwei Stunden täglich irgendwo im New Yorker Subway-Netz.

Was raten Sie anderen Studierenden, die sich auf ein Auslandspraktikum vorbereiten wollen?

Ganz, ganz wichtig ist in meinen Augen die Sprache. Wenn zum anfänglichen Kulturschock auch noch Verständigungsschwierigkeiten hinzukommen, ist man schnell überfordert und braucht einfach länger, bis man so richtig angekommen ist. Also lieber frühzeitig Sprachkurse belegen und mit einem sicheren Gefühl in die Ferne starten.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie lange es manchmal dauern kann, bis sich eine Praxisstelle auf eine Bewerbung zurückmeldet, und wie mühselig Vertragsverhandlungen sein können. Bis man eine wirklich sichere Zusage hat, können locker sechs Monate vergehen, sodass es wichtig ist, früh mit den Vorbereitungen zu beginnen. Gerade wenn man ein Visum beantragen muss, wird man manchmal von den enormen Wartezeiten überrascht.

Und zu guter Letzt: Keine großen Erwartungen machen und Zeit zum Ankommen lassen. Solange man flexibel und offen ins Ungewisse startet, ist es leichter, sich an die neue Kultur anzupassen.

*Das Interview führte
Barbara Halstenberg.*

Sich umzuentcheiden gehört zum Selbstfindungsprozess

Bachelor-Absolventin Annette Flemig arbeitet als Erzieherin in einer Grundschule

Frau Flemig, wie war Ihr Studienverlauf an der ASH Berlin?

Bereits vor Studienbeginn des Bachelors „Erziehung und Bildung im Kindesalter“ (EBK) war ich fest davon überzeugt, meine Abschlussarbeit zum Thema Deutsche Gebärdensprache zu verfassen. Im Laufe der Zeit interessierte ich mich jedoch zunehmend für die Themen Kommunikation und Förderung des sprachlichen Ausdrucks. Im Studium bin ich zum Poetry Slam gekommen und konnte im Rahmen meiner Abschlussarbeit die sprachfördernde Wirkung eines entsprechenden Schulprojektes mit Grundschulkindern untersuchen.

Haben Sie nebenher Praktika oder andere praktische Erfahrungen sammeln können?

Praktische Erfahrungen konnte ich im Vorpraktikum, in den zwei Pflichtpraktika sowie im Schulprojekt zu meiner Abschlussarbeit sammeln. Die Praxisphasen waren jedoch zu kurz. Der Unterschied von Theorie zu Praxis ist oft enorm, sodass eine bessere Verknüpfung angestrebt werden muss und die Praxisphasen länger angelegt werden sollten.

Wie haben Sie den Berufseinstieg erlebt?

Für mich kam eigentlich nur die Arbeit in einer Grundschule infrage. Und ich hatte das Glück, mit lediglich einer Bewerbung auf eine Stellenausschreibung eine Arbeitsstelle zu finden. Der Tipp zur Ausschreibung kam von einer Kommilitonin per E-Mail, während ich an meiner Bachelorarbeit schrieb, mit dem Hinweis darauf, dass eine Schule pädagogisches Personal sucht. So arbeite



Annette Flemig mit ihrer Tochter

ich nun an der Kirsten-Boie-Schule. Das ist eine kleine private Schule mit derzeit zwei Lerngruppen – je eine mit Schüler/innen der Klassenstufen 1 und 2 sowie 3 und 4. Dort bin ich als Erzieherin tätig und momentan für beide Lerngruppen zuständig – sowohl im Unterricht als auch während der Hortzeit.

Wie ist Ihr beruflicher Werdegang bis jetzt verlaufen?

Ich habe bereits eine Ausbildung zur Fachinformatikerin für Systemintegration abgeschlossen und in diesem Beruf gearbeitet. Im März 2005 kam meine Tochter zur Welt und nach der Elternzeit bestand für mich die Möglichkeit, mich beruflich neu zu orientieren. In meinem jetzigen Job kann ich viel aus meinem zuerst erlernten Beruf anwenden und weitergeben.

Gab es Hilfen während des Studiums in Bezug auf den späteren Berufseinstieg?

Herr Lorenz von der Karriereplanung der ASH half mir, meine Bewerbungs-

unterlagen hinsichtlich unvoreilhafter Formulierungen zu bearbeiten und simulierte ein Vorstellungsgespräch. Das hat mich gut auf eventuell schwierige Fragen vorbereitet.

Welche im Studium erworbenen Kompetenzen erweisen sich bei Ihrer jetzigen Arbeit als hilfreich?

Ein Beispiel ist das korrektive Feedback, wobei dem Kind nicht sein falsch gesprochenes Wort oder sein falsch gesprochener Satz vorgehalten, sondern der jeweilige Teil korrigiert wiederholt wird, z. B. eingebaut in eine Nachfrage oder Bestätigung zur Aussage an das Kind. Das habe ich, bevor ich im Studium erstmals davon erfuhr, zunächst unbewusst bei meiner Tochter angewendet und verwende es auch in meiner jetzigen Arbeit mit Kindern.

Können Sie Studierenden Tipps geben, wie sie sich schon während der Studienzeit auf den späteren Beruf bzw. die Berufswahl vorbereiten können?

In sich hineinhören, auf die eigene Stimme und auf das eigene Bauchgefühl hören und diesem folgen. Praktika, Weiterbildungsveranstaltungen usw. danach auswählen. Ich finde es wichtig, Umstände zuzulassen, denn sie gehören zum Selbstfindungsprozess. Und jeder sollte Möglichkeiten suchen, mit dem Personal aus der Praxis ins Gespräch zu kommen. Sei es die Leitung der Kita, in die das eigene Kind geht, oder Mitarbeiter des Jugendclubs nebenan. Auch Veranstaltungen anderer Einrichtungen bieten gute Gelegenheiten für den Austausch mit „Kollegen“.

Das Interview führte
Barbara Halstenberg.

Neue Verwaltungsmitarbeiter/-innen



Maren Bartenstein

ist Studiengangskoordinatorin für den Studiengang Physiotherapie/Ergotherapie.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Seit Mitte Juli habe ich gemeinsam mit meiner Kollegin Julia Kayser die Studienkoordination im Studiengang Physiotherapie/Ergotherapie übernommen. Einige von Ihnen kennen mich noch als Studentin im gleichnamigen Studiengang aus den letzten Semestern. Als Studienkoordinatorin bin ich ein sogenanntes Sandwichkind – Salat und Käse gleichzeitig. Ich bin Ansprechpartnerin sowohl für Lehrende, Studiengangsleitung, Studierende und die Verwaltung. Besonders freue ich mich auf den Kontakt zu den Studierenden.

Zudem werde ich ab diesem Semester aktiv an der Gestaltung des neuen primärqualifizierenden Studienganges Bachelor Physiotherapie/Ergotherapie mitwirken – eine schöne und spannende Arbeit.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

2009 beendete ich meine Ausbildung zur Ergotherapeutin an der Wannseeschule. Nebenher arbeite ich zu einem kleinen Anteil in einer ergotherapeutischen Praxis. Meine verbleibende Freizeit verbringe ich am liebsten mit meinen Freunden, gemeinsam auf guten Konzerten, in einer quatschenden Runde oder bei entspannenden Abenden an der Spree. Zudem schlägt mein Herz für die sogenannte „Grüne Insel“ – falls Sie hier also mal einen Reisetipp brauchen, stehe ich gerne zur Verfügung.



Julia Kayser

ist Studiengangskoordinatorin für den Studiengang Physiotherapie/Ergotherapie.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Seit Mitte des Jahres bin ich verantwortlich für die Koordination des Bachelor-Studiengangs Physio-/Ergotherapie an der ASH Berlin. Meine Hauptaufgabe in den vergangenen Wochen bestand darin, die Eröffnungsfeier für den neuen primärqualifizierenden Bachelor-Studiengang Physio-/Ergotherapie mit vorzubereiten und zu gestalten. Des Weiteren gebe ich Interessierten Informationen zu den Studiengängen und bin für die Studenten da, wenn sie Fragen haben. Ich habe in den Niederlanden studiert und dort meinen Bachelor in der Physiotherapie erlangt. Danach war ich in verschiedenen Praxen als Physiotherapeutin tätig. Anfang dieses Jahres habe ich meinen Master in Public Health hier in Berlin gemacht.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Ich bin häufig geplagt von Fernweh, und um diesem Abhilfe zu schaffen, reise ich für mein Leben gerne in ferne Länder. Am liebsten reise ich aufs Geratewohl mit großem Rucksack auf dem Rücken durch Süd-/Zentralamerika. Wenn ich nicht im Ausland oder an der ASH bin, dann verbringe ich meine freie Zeit sehr gerne mit Freunden.



Jan Kessinger

arbeitet im Computerzentrum.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Kurz gesagt, werde ich nach der Einarbeitung für den reibungslosen Betrieb des Belegsystems/Vorlesungsverzeichnisses zuständig sein. Über dieses System werden wichtige Aufgaben des

Hochschullebens erledigt. Dazu gehören die Planung des Lehrangebotes, die Raum- und Personalverwaltung, das Vorlesungsverzeichnis und vieles mehr. Vom Hausmeister bis zum Kanzler hat dort jeder ein Profil und für jede Rolle sind Anpassungen nötig, da die „Standardrollen“ oft nicht den Anforderungen an der ASH genügen. Neben stetig wiederkehrenden Aufgaben, wie der Semesterumstellung, muss ich mir also überlegen, wie ich die Anforderungen der Kolleginnen und Kollegen im System umsetze. Die artikulierten Anforderungen versuche ich dann mit Sprachen wie SQL oder Java in die Tat umzusetzen. Neben meiner Rolle als Administrator helfe ich auch gern mit, zusätzliche Aufgaben zu übernehmen, sofern es meine Zeit und Kompetenz zulassen.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Nach meiner absolvierten Lehre zum Energieelektroniker im Jahr 2001 habe

ich Berufserfahrung in verschiedenen Bereichen der Elektrotechnik und Elektronik gesammelt. Ich habe (über Leihfirmen) bei Siemens Fehleranalysen an Hightech-Elektronik betrieben, auf Baustellen Kabel gezogen, bei BMW und Schering Fertigungsstraßen für Motorräder bzw. Medikamente aufgebaut und viele andere Firmen gesehen und viele Tätigkeiten ausgeführt. Meine Begeisterung für Computer (mein erster war ein C 64, dann der Amiga 500, 1200, i 386 usw.) hat mich 2005, während ich arbeitslos war, dazu verleitet, mich mit der Programmierung von Webanwendungen mit PHP, CSS und XHTML zu beschäftigen. Im Juli 2011 habe ich ein zweijähriges Technikerstudium an der Staatlichen Technikerschule Berlin (STB) im Bereich Elektrotechnik/Informatik mit dem Schwerpunkt Kommunikationstechnik mit der Abschlussnote „gut“ beendet.



Constanze Schult

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Anrechnungsverfahren im Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit“.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Anrechnungsprojekt befasse ich mich derzeit mit der Entwicklung eines Verfahrens zur Anrechnung von beruflichen Kompetenzen auf das Studium der Sozialen Arbeit. Dadurch sollen sich Studierende in Zukunft ihre beruflichen Erfahrungen aus der Praxis, Aus- und Weiterbildung auf bestimmte Module im Studiengang Soziale Arbeit anerkennen lassen können. In Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen aus der Verwaltung und der Lehre wollen wir mit dem Anrechnungsprojekt einen weiteren Beitrag zur Durchlässigkeit und Verbesserung der Studierbarkeit an der ASH leisten. So sollen individuelle Lernbiografien noch mehr im Studienverlauf berücksichtigt werden können. Mit dem Wintersemester 2011/2012 werde ich auch einen Lehrauftrag im Studiengang „Erziehung und Bildung

im Kindesalter“ (EBK) übernehmen und zwar als Co-Dozentin und Praxisbegleitung im Projektseminar. Darüber freue ich mich sehr, weil ich selbst EBK an der ASH studiert habe und die Theorie-und-Praxis-Verzahnung mir sehr am Herzen liegt.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Ich bin Diplom-Sozialwissenschaftlerin und Kindheitspädagogin (B. A.). Im Anschluss an mein Studium an der ASH habe ich in einem Praxisforschungsprojekt zur Resilienzförderung von Kindern als wissenschaftliche Mitarbeiterin direkt in der Kita mit Kindern und Erwachsenen gearbeitet. In meiner Freizeit tanze ich sehr gern und mache Yoga. Im letzten Jahr habe ich eine Weiterbildung zur Tanzpädagogin abgeschlossen. Es ist mir ein besonderes Anliegen, Kindern und auch Erwachsenen die Freude an der Bewegung zu vermitteln.



Verena Meister

ist Frauenbeauftragte der Alice Salomon Hochschule.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Seit Juni arbeite ich als Frauenbeauftragte der Alice Salomon Hochschule Berlin. In dieser Funktion bin ich dafür zuständig, auf eine geschlechtergerechte Hochschule hinzuwirken. Ich kann dabei auf die gute Arbeit meiner Vorgängerinnen und vieler anderer geschlechterpolitisch engagierter Menschen an dieser Hochschule aufbauen. So wurde ein wichtiges Ziel, das an anderen Hochschulen noch angestrebt wird, bei uns seit 2004 bereits umgesetzt: Frauen stellen in allen Statusgruppen der Hochschule mindestens 50 % der Mitglieder. Doch Quantität allein macht eine Hochschule noch nicht geschlechtergerecht. Es bleibt noch einiges zu tun:

Eine Aufgabe wird die Fortführung der Arbeit an der familiengerechten Hochschule sein. Für die Studierenden möchte ich die Verankerung von familienfreundlichen Rahmenbedingungen in den Prüfungs- und Studienordnungen weiter entwickeln. Mir ist aber auch wichtig, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie stärker in den Fokus zu rücken und damit die Gruppe der Verwaltungsmitarbeiterinnen und der Hochschullehrerinnen. Inhaltlich halte ich die Erweiterung des Themas um die Pflege von Angehörigen für wichtig.

Einen weiteren Fokus möchte ich auf die Gruppe der Studentinnen richten. Mir ist es wichtig, Studentinnen für ihren „Wert“ als Hochschulabsolventinnen in den Bereichen Soziale Arbeit, Bildung, Erziehung und Gesundheit zu sensibilisieren und sie zu anderen beruflichen Laufbahnen sowie zur Übernahme von Führungspositionen zu animieren – auch nach der Familiengründung. Positive Vorbilder können hier einen Beitrag leisten.

Ein dritter Schwerpunkt meiner Arbeit wird es sein, die gleichstellungspolitischen Erfolge nachhaltig zu sichern und neue Felder zu erschließen. Zur strukturellen Sicherung der Erfolge ist eine Aktualisierung der Frauenförderrichtli-

nien notwendig. Sie stammen aus dem Jahr 1996 und müssen dringend den neuen Rahmenbedingungen angepasst werden. Als Zukunftsperspektive der Gleichstellungspolitik an der ASH sehe ich eine stärkere Verknüpfung der Frauenförderung mit anderen Antidiskriminierungsmaßnahmen an. Das Ziel sollte eine diskriminierungsfreie Hochschule sein. Ich könnte mir gut eine Bündelung der existierenden Initiativen unter dem Dach eines an sozialer Gerechtigkeit ausgerichteten Diversity-Konzepts vorstellen.

Alle Aufgaben möchte ich in enger Abstimmung und Zusammenarbeit mit dem Frauenrat angehen, der im Februar 2011 neu gewählt wurde. Ich freue mich aber auch über Anregungen von Ihnen als Hochschulangehörige! Meine Kontaktdaten und aktuelle Informationen aus dem Gleichstellungsbüro finden Sie unter <http://www.ash-berlin.eu/profil/gleichstellung/>. Dort finden Sie auch mein vollständiges Programm, das außerdem Maßnahmen für die Verwaltungsmitarbeiterinnen, wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Hochschullehrerinnen vorsieht.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Ich bin Geografin und habe seit meinem Studienabschluss mehrere Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bremen und an der Freien Universität Berlin gearbeitet. In meiner Zeit in Bremen war ich bereits mehrere Jahre dezentrale Frauenbeauftragte. Mit den Aufgaben und Herausforderungen, die an Frauenbeauftragte herangetragen werden, bin ich daher bestens vertraut.

Privat freue ich mich auf die Geburt meines Babys im Januar 2012. Am 1. Dezember 2011 gehe ich in Mutterschutz. Ich hoffe, dass ich davor noch vieles an der ASH anstoßen kann, und freue mich auf meine Rückkehr im kommenden Sommer – dann mit noch mehr Beratungsexpertise zum Thema Vereinbarkeit von Beruf und Familie!



Susann Richert

leitet die Pressestelle der Hochschule.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Mitte September habe ich meine Arbeit als Pressesprecherin an der ASH Berlin angetreten und hatte so die Chance, mich noch vor Semesterbeginn einzuarbeiten.

Zu meinen täglichen Aufgaben an der Hochschule zählen in erster Linie klassische Pressearbeit wie das Schreiben von Pressemitteilungen, der Kontakt zu Journalisten oder die Platzierung von Experteninterviews in relevanten Medien. In den Bereichen interne Kommunikation sowie Marketing verantworte ich zum Beispiel, die redaktionelle Betreuung der Startseite unserer Homepage, die Schaltung von Anzeigen oder die Auswahl und Gestaltung von Merchandising-Artikeln. Mein besonderes Augenmerk gilt darüber hinaus der Organisation größerer Veranstaltungen wie dem Tag der offenen Tür und der Verleihung des Alice Salomon Poetik Preises.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Nach meinem Studium in Dresden habe ich knapp vier Jahre in einer PR-Agentur in Berlin-Mitte gearbeitet. Das Agenturleben war eine gute Schule, durch die ich gelernt habe, wie erfolgreiche PR heute aussehen muss.

Im Sommer vergangenen Jahres habe ich mir eine Auszeit genommen und bin gemeinsam mit meinem Freund vor allem durch den östlichen Teil der Welt gereist. Am faszinierendsten waren unsere Begegnungen mit den Ländern Japan, Kambodscha und Iran.

Auch in puncto Kommunikation war diese Reise eine echte Bereicherung: Ich hätte nie geahnt, wie gut man sich selbst mit Händen, Füßen und einfachsten Zeichenkünsten verständigen kann. In Südkorea wollten wir uns zum Beispiel einen Wecker ausborgen. Nachdem beide Seiten sehr schnell an ihre Wortschatzgrenzen stießen, malte ich einen nostalgischen Wecker mit „Ohren“ auf. Und tatsächlich stand nur einen kurzen Moment später ein echter Doppelglockenwecker vor unserer Nase. Unser Kommunikationsproblem war damit gelöst, verschlafen haben wir am nächsten Morgen aber trotzdem.



Nils Lahmann

ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Schreib EDE“.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Ich begleite das von Frau Prof. Dr. Ingrid Kollak durchgeführte Projekt „Schreib EDE“ aus methodischer Sicht. „Schreib EDE“ steht für „Entwicklung, Durchführung und Evaluation“ eines Schreibcoaching-Programms für Studierende der ASH Berlin. Meine Hauptaufgabe ist dabei die Evaluation, also das Design, die Durchführung und die Analyse einer Studie, um die Wirkung des „Schreib EDE“-Programms zu messen und zu bewerten.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Ich habe von 1996 bis 2000 an der ASH Berlin (damals noch FH) den Studiengang Pflege/Pflegemanagement studiert. Nach meinem Abschluss zum Diplom-Pflegewirt habe ich 2006 an der Charité im Fach Pflegewissenschaft promoviert und anschließend ein zweijähriges Masterstudium im Fach Epidemiologie erfolgreich abgeschlossen. Der Umgang mit Daten und Statistiken gilt sicher für viele als trocken und langweilig, möglicherweise für einige auch als der absolute Albtraum. Mir ging das anfangs auch so ... jetzt kann ich mich gar nicht mehr erinnern, wann es angefangen hat, Spaß zu machen ...



Jaqueline Schoen



Jana Gampe

sind wissenschaftliche Mitarbeiterinnen im Projekt „Häusliche Pflege in langlebiger Gesellschaft“.

Das sind unsere Aufgaben an der Hochschule:

Seit Juli/August 2011 sind wir als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen im Forschungsprojekt „Häusliche Pflege in langlebiger Gesellschaft (PflegeLang)“ beschäftigt. PflegeLang ist ein Verbundvorhaben der Alice Salomon Hochschule und der Hochschule für Technik

und Wirtschaft unter der Leitung von Prof. Dr. Vjenka Garms-Homolová (ASH) und Prof. Dr. Gernold P. Frank (HTW), welches vom Institut für angewandte Forschung Berlin (IFAF) finanziert wird.

Zusammen mit Christina Nagel (HTW) entwickelten wir die Projektidee, gemeinsam mit häuslichen Pflegediensten Wege zur Lösung des Personalproblems zu finden. So werden im Rahmen des Projektes zukunftsorientierte Maßnahmen zur Gewinnung, Einarbeitung, Bindung und Qualifizierung von Mitarbeitern sowie zur Optimierung bestehender Arbeitsabläufe für die ambulanten Pflegeeinrichtungen konzipiert und erprobt. Dabei werden die Prinzipien des Diversity-Managements (Vielfalt-Managements) berücksichtigt. Das Augenmerk liegt hier auf den bisher wenig erforschten Bevölkerungsgruppen im häuslichen Pflegebereich, wie Migrantinnen und Migranten, älteren Arbeitnehmer/-innen und Personen, die eine zweite Berufskarriere anstreben.

Mittels eines Netzwerkes für Berlin soll die Basis für eine nachhaltige Kooperation zwischen den Akteuren aus dem ambulanten Bereich geschaffen werden. Unser übergeordnetes Ziel ist es, einen nachhaltigen Veränderungsprozess anzustoßen, sodass die unverzichtbare Pflegearbeit in der Gesellschaft mehr Anerkennung erfährt und der Beruf Pflege im ambulanten Bereich an Attraktivität und Wertschätzung gewinnt.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Jacqueline Schoen

In meinem Studium zur Diplom-Wirtschaftsjuristin an der HTW Berlin spezialisierte ich mich insbesondere auf die Bereiche „Personal und Organisation“ sowie „Gesundheitswesen und Recht“. Bereits seit 2005 bin ich u. a. für verschiedene Praxen, ambulante Pflegedienste, Gesundheitszentren, Medizinische Versorgungszentren und Labore freiberuflich tätig. Darüber hinaus war ich bei der Siemens-BKK im „Fachgebiet Regionale Versorgungsangebote und

Versorgungsmanagement (RVV)“ für den Bereich Häusliche Krankenpflege verantwortlich. Im Forschungsprojekt InnoGema der HTW Berlin arbeitete ich der Projektkoordination zu und übernahm vor allem Aufgaben in den Bereichen Netzwerkmanagement, Öffentlichkeitsarbeit und Statistik. Zudem oblag mir im Rahmen des Projektes die Erstellung von rechtlichen Dokumenten. Bevor ich im Juli meine Arbeit im Projekt PflegeLang aufgenommen habe, war ich als Qualitätsmanagementbeauftragte (Assistenz) in einem Berliner Dental-labor beschäftigt.

Jana Gampe

Nach meinem Studium der Gesundheitswissenschaften, welches ich im Jahre 2007 mit dem Master of Science in Public Health and Administration abschloss, war ich in mehreren gesundheitswissenschaftlichen Forschungsprojekten tätig. Zunächst war ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Gesundheitsökonomische Evaluation von Gesundheitsangeboten“ im Fachbereich Gesundheit, Pflege, Management an der Hochschule Neubrandenburg beschäftigt. Die Schwerpunkte meiner Tätigkeit lagen in den Bereichen Konzeption, Planung und Koordination der Studie.

Mitte 2008 begann meine Tätigkeit im Forschungsprojekt „InnoGema – Netzwerkentwicklung für innovatives Gesundheitsmanagement“ an der HTW Berlin. Dort war ich seit Anfang 2009 als stellvertretende Projektleiterin für die Aufgabengebiete Netzwerkmanagement und Öffentlichkeitsarbeit verantwortlich.

Im Anschluss betreute ich als Mitarbeiterin der Kassenärztlichen Vereinigung Berlin den Bereich der spezialisierten ambulanten Palliativversorgung (kurz: SAPV).



Maxine Saborowski

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im BMBF-Projekt „Entwicklung eines berufsbegleitenden Masterstudiengangs im Bereich Ambient Assisted Living“.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Ich bin als wissenschaftliche Mitarbeiterin von Frau Prof. Dr. Ingrid Kollak im Projekt „Entwicklung eines berufsbegleitenden Masterstudiengangs im Bereich Ambient Assisted Living (MAAL)“ beschäftigt. AAL ist ein Überbegriff für Technologien, (Kommunikations-)Systeme und Designs, die Menschen mit Behinderungen oder alten Menschen mehr Selbstständigkeit und eine höhere Lebensqualität in ihrem Wohnumfeld schaffen wollen. Die Beispiele reichen von praktischen und schönen Designs von Bedienungsarmaturen, die nicht an Hilfsmittel denken lassen, bis hin zu einer interaktiven Wohnung mit Bewegungssensoren, die an Überwachungsszenarien erinnern kann.

Die ASH Berlin bereitet zusammen mit der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin und weiteren Partnern einen neuen Masterstudiengang vor, in dem Ingenieure, Designer und Sozial-, Gesundheits- und Erziehungswissenschaftler (also auch ASH-Absolventen) gemeinsam studieren werden. Die Studierenden sollen für Entwicklung, Produktion und Design sowie Beratung, Planung und Evaluierung des Einsatzes von AAL-Technologien ausgebildet werden. Nicht nur in der Konzeption, sondern bis in die einzelnen Module hinein soll dieser Studiengang interdisziplinär sein, damit die Studierenden aus den verschiedenen Fachrichtungen voneinander und miteinander lernen können. Als Forschungsthema interessiert mich an diesem Projekt, welche Erwartungsstrukturen Menschen im Umgang mit Technik zeigen und wie spezielle Technologien verbessert werden können, indem sie auf diese Erwartungen eingehen.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Sowohl in meiner Dissertation – ich habe an der TU Darmstadt im Fach Philosophie promoviert – als auch in meiner Magisterarbeit habe ich mich mit den Wechselwirkungen von biotechnologischen Entwicklungen und alltäglichem Leben bzw. Familialität beschäftigt (z. B. die Diskussion über Reproduktionsmedizin und über genetische Vaterschaftstests). Das Interesse an Biotechnologien hat mich auch zum Leibniz-Institut für Molekulare Pharmakologie in Berlin geführt, in dem ich die letzten fünf Jahre gearbeitet habe. Dort habe ich das PhD-Training organisiert und im Wissenschaftsmanagement gearbeitet.

In meinem ersten Studium habe ich an der Evangelischen Fachhochschule RWL in Bochum Sozialpädagogik studiert. Nebenberuflich arbeite ich seitdem als Tanzpädagogin und unterrichte (Kontakt-)Improvisation für Erwachsene und Kinder. Jetzt freue ich mich sehr, durch meine Arbeit an der ASH Berlin wieder zu meinen fachlichen „Wurzeln“ zurückzukommen!



Sharlina Spiering

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „dig-TEMA“.

Das sind meine Aufgaben an der Hochschule:

Seit Anfang September bin ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Prof. Dr. Kraus in dem vom IFAF geförderten Drittmittelprojekt „Entwicklung eines digitalen Test- und Evaluierungssystems für Manuelle Aktionen“ (dig-TEMA) angestellt.

Ziel des Projekts ist es, das Händigkeitsprofil nach Kraus (Test zur Handmotorik) nicht mehr nur manuell durchführen zu können, sondern eine IT-gestützte Form zu entwickeln. Dies geschieht in intensiver Zusammenarbeit mit der HTW Berlin. Durch die digitale Messung und Auswertung motorischer Testdaten soll eine reliable und objektive Möglichkeit zur Datengenerierung geschaffen werden. Der subjektive Einfluss eines/einer durchführenden Therapeuten/Therapeutin auf die Testergebnisse wird somit minimiert und eine Vergleichbarkeit verschiedener Daten gewährleistet.

Neben Rechercheaufgaben und Korrespondenz zwischen den Partnern bin ich ebenfalls an der Planung und Durchführung einer Studie zum Funktionsprototyp und einer Praktikabilitätsstudie beteiligt. Einhergehend mit dieser werden wir im Vorfeld Schulungen für die Teilnehmer/-innen anbieten. Darüber hinaus erwarten mich kreative Aufgaben wie z. B. Webseiten- und Postergestaltung und vieles mehr.

Was Sie unbedingt über mich wissen sollten ...

Was Sie über mich wissen können: Ich mag Vielseitigkeit, Veränderung, Kreativität, kommunikative Menschen, in 5 Büchern parallel lesen, gewaltfreie Kommunikation, Fahrradfahren, Spontanität, etwas mit den Händen zu erschaffen, eiskalten Morgen mit strahlendem Sonnenschein, süß und salzig zusammen, die Welt sehen, Sprachen, Schenken, Weihnachten mit Schnee, SV Werder Bremen, Zugfahren, prasselnden Regen auf dem Zeltdach, Wärmflaschen, Filme, Lachen, alte Ordner auszusortieren und alles wegzuerwerfen, alte Holzmöbel, Meeresluft, Jugendstil, Listen zum Abhaken, Sperrmüll stöbern, im Stehen essen, unkonventionelle Herangehensweisen, kreischende Möwen, einfache Technik, Telefonieren, Deckenpicknick im November, den Duft von frisch gemähtem Rasen.

+++ Newsletter der ASH Berlin +++

www.ash-berlin.eu/infothek/presse/newsletter

Ausgezeichnet gesund: ASH Berlin erhält Preis für Gesundheitsförderung

Sandra Teuffel

Am 29. Juni 2011 ist die Alice Salomon Hochschule mit dem Preis für den besten Organisationsentwicklungsprozess im bundesweiten „Wettbewerb guter Praxis: Gesunde Hochschulen“ ausge-



zeichnet worden. Die Rektorin der ASH Berlin, Prof. Dr. Theda Borde, nahm den Preis im Rahmen der Magdeburger

Tagung „Der Vielfalt Ausdruck verleihen“ freudig entgegen. „Wir haben in einem überschaubaren Zeitraum von viereinhalb Jahren nicht nur verhärtete Strukturen und Prozesse an unserer Hochschule aufgebrochen. Wir haben vor allem die Organisation positiv, hin zu gesundheitsfördernden Strukturen nachhaltig verändert“, so Theda Borde. Die Gesundheitsförderung ist mittlerweile sogar Bestandteil des Leitbildes der Hochschule.

Im Wettbewerb überzeugen konnte die ASH vor allem mit ihrem ganzheitlichen und nachhaltigen Ansatz zur Gesundheitsförderung. So wurden zu Beginn der Organisationsentwicklung alle Statusgruppen der Hochschule mit Impuls-Tests zu Gesundheitsressourcen

und -belastungen befragt. In Workshops identifizierten Hochschulangehörige anschließend die gesundheitsrelevanten Faktoren und erarbeiteten konkrete Maßnahmen zur Verbesserung. Die umfangreichen Maßnahmen beziehen sich dabei auf alle relevanten Bereiche der ASH Berlin wie die Organisations- und Personalentwicklung, Führungsprozesse, Kommunikation und Arbeitsorganisation. So finden sich im Maßnahmenkatalog Führungskräfte trainings, Dienstvereinbarungen zur Arbeitsorganisation wie alternierende Tele-/bzw. Heimarbeit, Leitfäden für Mitarbeitergespräche oder Fortbildungen zu Methoden der kollegialen Beratung (Intervision) sowie die Verbesserung des Mensaangebots, mehr Bewegungsmöglichkeiten oder Ruheräume.

Margherita-von-Brentano-Preis ehrt Dagmar Schultz

Christine Labonté-Roset

Seit 1995 vergibt die FU den Margherita-von-Brentano-Preis, benannt nach ihrer ersten Vizepräsidentin, für besondere Verdienste in der Frauen- und Geschlechter-Forschung bzw. innovative Projekte für Gleichstellung.

In diesem Jahr erhielt unsere emeritierte Kollegin Dagmar Schultz diese Auszeichnung. In der Begründung hieß es, sie habe „wichtige Beiträge zu vielen Aspekten der women’s studies und gender studies geleistet und zu deren Institutionalisierung beigetragen. Stets sei es ihr ein Anliegen gewesen, die Verbindung zwischen Forschung und Lehre [...] und sozial engagierter Praxis [...] herzustellen.“

Letzteres bezieht sich sicherlich auf ihre Rolle als Mitbegründerin des Feministischen Frauengesundheitszentrums Berlin und des Orlanda-Frauenverlags.

Von 1991–2004 war sie Professorin für Frauen- und Geschlechterstudien an der ASFH/ASH, vorher lehrte sie von 1973–86 am John-F.-Kennedy-Institut der FU und habilitierte sich 1989 mit einem DFG-finanzierten, heute noch durchaus aktuellen Forschungsprojekt über die Arbeits- und Lebenswelt weiblicher und männlicher Professoren („Das Geschlecht läuft immer mit“). Vorher hatte sie in den USA und Puerto Rico studiert und gearbeitet.

Ich habe Dagmar Schultz, mit der ich schon 1989/90 ein gemeinsames Seminar durchführte, gefragt, was für sie die Zeit an der ASH bedeutete. Sie nannte sie einen ganz wichtigen Lebensabschnitt, weil er ihr auf neue Art die Verbindung von Theorie und Praxis erlaubte. Sie erinnerte sich, dass Marlis Dürkop, die damalige Rektorin, sie damit begrüßte, dass nicht ihre Habilitation den Ausschlag zur Berufung gegeben

habe, sondern ihre vielfältigen praktischen und internationalen Erfahrungen v. a. in der Frauenbewegung.

1990 startete sie zusammen mit May Ayim und Bianca Tänzer ihr erstes Projektseminar über Frauen in Ost und West, von dem ihr in Erinnerung geblieben ist, dass es dabei auch etliche Konflikte zwischen Ost- und West-Studentinnen gab.

Dagmar Schultz gefiel an der ASH die Offenheit in Lehre und Forschung, der stets neugierige Blick nach außen einschließlich Europa und international. Sie sorgte mit dafür, dass wir die erste Hochschule waren, die in den Stellenausschreibungen ausdrücklich Migrantinnen und Migranten aufforderte, sich zu bewerben. Ihr gefiel auch, dass sie gemeinsame Seminare für Studierende der FU, TU und ASH veranstalten konnte.

Ihr Verdienst ist sicherlich, dass sie Anfang der 1990er-Jahre das erste Promoti-

onskolloquium an der ASH ins Leben rief und auch eine Tagung zur Promotion von FH-Absolventinnen und -Absolventen, finanziert vom BMBF, organisierte. Die erste Promovendin, deren „Doktormutter“ sie als Privatdozentin der FU sein konnte, schloss ihre Dissertation bereits nach 3 Jahren ab.

Kritisch beurteilt sie noch heute die unzureichende Kommunikation der Lehrenden untereinander, und sie hätte sich zu ihrer Verbesserung eine „faculty lounge“

gewünscht, sie erwähnte aber die gute Zusammenarbeit mit den Kollegen Winfried Raske und Jürgen Nowak. Sie bedauert auch, dass der große Anspruch der ASH, stark interkulturell aufgestellt zu sein, durch den Umzug nach Hellersdorf nur teilweise und verzögert umgesetzt worden sei.

Die mit dem Preis verbundene Geldsumme von 15.000 EUR will Dagmar Schultz für die Fertigstellung ihres Films über Audre Lorde, die bedeutende afroameri-

kanische Schriftstellerin, und deren Berliner Jahre von 1984–1992 nutzen, die sie als Gastprofessorin an die FU holen konnte und die dann immer wieder für längere Zeit nach Berlin kam. Außerdem soll das Geld auch der Einrichtung eines Audre-Lorde-Archivs an der FU dienen.

Die Absolventinnen und Absolventen der ASH Berlin im Sommersemester 2011



Die Absolventinnen und Absolventen des Bachelorstudiengangs „Soziale Arbeit“ sowie des Masterstudiengangs „Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik“



Die Absolventinnen und Absolventen des Masterstudiengangs „Management und Qualitätsentwicklung im Gesundheitswesen“ sowie der Bachelorstudiengänge „Gesundheits- und Pflegemanagement“ und „Physiotherapie/Ergotherapie“

Das *alice* Magazin gratuliert allen Absolventinnen und Absolventen der Alice Salomon Hochschule ganz herzlich zum bestandenen Bachelor-, Diplom- bzw. Masterabschluss. Für den weiteren Lebensweg wünschen wir Ihnen alles Gute, persönliche Zufriedenheit und viel Erfolg. Wir würden uns freuen, wenn Sie weiterhin mit uns in Kontakt bleiben würden – beispielsweise über das Alumni-Netzwerk „Alice in the field“ (alumni@ash-berlin.eu). Herzlich gratulieren wollen wir auch den Preisträgerinnen und Preisträgern, die sich durch besonders bemerkenswerte Abschlussarbeiten ausgezeichnet haben.

Innovativste Bachelorarbeiten:

Im Studiengang Soziale Arbeit:

Theresa Hykel

Titel der Arbeit: Das Konzept der evidenzbasierten Praxis (EBP): Nutzen und Grenzen für die Soziale Arbeit

Im Studiengang Gesundheits- und Pflegemanagement:

Olena Bulakova

Titel der Arbeit: Anwerbung und Betreuung von Patienten aus den GUS-Staaten unter Berücksichtigung der kulturellen Unterschiede am Beispiel eines Businessplans

Im Studiengang Erziehung und Bildung im Kindesalter

Dorothea Kuhs

Titel der Arbeit: Vorschulerziehung im Nationalsozialismus

Im Studiengang Physiotherapie/Ergotherapie

Barbara Milena Holzer

Titel der Arbeit: Ergotherapeuten mit und ohne akademische Ausbildung – Welche Unterschiede in den Qualifikationen bestehen?

Innovativste Masterarbeit:

Im Studiengang Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik

Michael Janowitz, Dorothea Warnow

Titel der Arbeit: Ethnographische Evaluationsforschung. Von der Arbeitspraxis Ehrenamtlicher eines Begegnungscafés

Im Studiengang Management und Qualitätsentwicklung im Gesundheitswesen:

Markus Franke

Titel der Arbeit: Evaluation eines Verhaltenskodexes in einem Konzern der Gesundheitswirtschaft

Preis für hochschulpolitisches Engagement

Urs Bauerochse

Preis für internationales Engagement

Rahel Kiunke-Eke

Wir danken den Gutachterinnen und Gutachtern und Betreuerinnen und Betreuern dieser Arbeiten für ihr Engagement.

Lesestoff



Schwangerschaft, Geburt und frühe Kindheit in der Migration. Wie beeinflussen Migration und Akkulturation soziale und medizinische Parameter?

Matthias David, Theda Borde (Hrsg.)
Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2011
252 Seiten, broschiert, 26,90 Euro
ISBN 978-3940529916

Eine Rezension von Jens Stupin

Ist Migration ein Risikofaktor für die Schwangerschaft? Noch kann eine Frauenärztin oder ein Frauenarzt in Deutschland kein Kreuz an entsprechender Stelle unter „Risikofaktoren“ machen, noch gibt es ihn nicht, den Eintrag „Migration“ im Mutterpass.

Die Schwangerschaft ist keine Erkrankung per se. Trotzdem sind Migrantinnen im Kontext der medizinischen Vorsorge und Versorgung sowie in Bezug auf deren Inanspruchnahme benachteiligt. Dies kann u. a. zu einer erhöhten Frühgeburtenrate und perinataler Morbidität und Mortalität, auch im Sinne eines fetalen und neonatalen programmings künftiger Erkrankungen führen, wie zahlreiche Studien zeigen.

Trotz vielfältiger populär- und unwissenschaftlicher Diskussionen der letzten Monate besteht hierzulande nach wie vor ein Defizit an wissenschaftlich fundierten Beiträgen zu diesem Thema. Es fehlen vor allem Daten zum Einfluss sozialer und fortschreitender Akkultu-

rations- und Integrationsprozesse bei Migrantinnen. Diesem Zustand abhelfen und gleichzeitig einen Diskurs in Gang bringen will der vor kurzem im Frankfurter Mabuse-Verlag unter der bewährten Herausgeberschaft von Matthias David und Theda Borde erschienene Band. Das Herausgeberduo, seit den 1990er-Jahren mit teils spektakulären Forschungsergebnissen und Pionierarbeit auf dem Gebiet Migration und Frauengesundheit hervorgetreten, fasst damit Beiträge des VII. Migrations-Symposiums innerhalb des Kongresses „Armut und Gesundheit“, der im Dezember 2010 stattfand, zusammen.

Die drei Kapitel des Bandes schlagen in erstaunlicher Diversität den Bogen von migrationstheoretischen Grundlagen über Schwangerschaft und Geburt hin zu Wochenbett und früher Kindheit.

Michael Knipper diskutiert theoretische Grundlagen und verschiedene Definitionen des Begriffes „Migrant“. „Die“ Migrantin oder „den“ Migranten gibt es nicht. Der normative Charakter dieser Kategorie wird z.B. in der Definition

des Statistischen Bundesamts deutlich, wenn dadurch ein „Integrationsdefizit“ bzw. „Integrationsbedarf“ bei Sprachkenntnissen oder Bildung, also eine Abweichung von bestimmten gesellschaftlichen Normen, vermutet werden. Die Subsumierung dieser heterogenen Gruppe von Menschen unter den operational hilfreichen Begriff „Integrationsdefizit“ darf jedoch nicht zu einer Schuldzuschreibung gegenüber den Migrantinnen führen.

Der einst von Herbert Marcuse beschriebene „eindimensionale Mensch“ beansprucht unter dem Aspekt der Migration eine multiple Identität, die sich durchaus als stabil erweisen kann. Im Idealfall entwickeln Migrantinnen und Migranten weiterführende Alltagskompetenzen und Normalisierungsstrategien, wie Naika Foroutan zeigt.

Theda Borde begründet in ihrem Beitrag die Fokussierung auf das Thema Schwangerschaft damit, dass diese der Tatsache einer zunehmenden Feminisierung der Migration Rechnung trage. Laut neuesten Zählungen haben 16 Millionen Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund. Immerhin sind 49,3 % davon Frauen, mit einem großen Anteil in der fertilen Lebensphase. Dieser zunehmenden Herausforderung wurde in Berlin begegnet, wo erstmals in Deutschland im Jahre 2010 Integration und Partizipation von Migrantinnen und Migranten gesetzlich geregelt wurden. Die Umsetzung und die praktischen Erfahrungen damit bleiben abzuwarten.

Kernstück des Buches bilden die Aufsätze über Schwangerschaft und Geburt. Oliver Razum und sein Team sowie Maike Lamshöft weisen in ihren Beiträgen nach, dass Migrantinnen nicht genügend oder keinen, weil illegal in Deutschland lebend, Zugang zu medizinischer Versorgung in der Schwangerschaft haben.

Außerdem ist die medizinische Versorgung hier immer noch erschreckend „defizitär“, worauf Matthias David hinweist. Er stellt in diesem Zusammenhang sehr spannend die durchaus paradoxen Aus-

wirkungen einer zunehmenden Akkulturation auf den Schwangerschaftsausgang dar.

Die wichtigste Ansprechpartnerin und Bezugsperson der Schwangeren im Kreißsaal ist die Hebamme. Als Geburtshelfer bin ich deshalb besonders Eveline Stupka dankbar, die dieser wichtigen Kommunikations-Funktion von Hebammen und auch den dabei auftretenden sprachlichen Problemen nachgeht. Gerade das Erlernen von interkultureller und transkultureller Kompetenz, zu der auch ein sprachliches Verstehen gehört, ist wichtig und muss gefördert werden.

Im Beitrag von Theresia Jörg und Michael Tunc rücken Migranten als Väter in den Mittelpunkt der Betrachtung. Nur ein Abschied von typischen Vätern aber auch Mütterbildern, wie sie uns immer noch Hochglanzzeitschriften und zunehmend auch das Internet vorgaukeln, kann hier zu mehr Identifizierung mit der neuen Rolle führen.

Als Hoffnung für die Zukunft erscheint der bereits erfolgte Paradigmenwechsel vom tradierten Bild der passiven Migrantin, die in Defiziten gefangen ist, hin zu einer aktiv handelnden Frau, die bewusst eigene und fremde Ressourcen zu nutzen weiß, wie Magdalena Stülb betont. Dass hier familiäre Netzwerke, vor allem weibliche Verwandte, aber auch Freundinnen und Bekannte eine Rolle spielen, ist in diesem Zusammenhang allerdings keine Überraschung.

In der Mitte des Buches steht zu Recht das in die Zukunft weisende, von Theda Borde und Matthias David initiierte und geleitete Forschungsprojekt „Perinat-Berlin“, das in der Rubrik „Schwerpunktthema“ dieser *alice* Ausgabe näher vorgestellt wird.

Auch über die sich der Geburt anschließende Wochenbettphase fehlen wissenschaftliche Untersuchungen, ebenso wie über Kinder mit Migrationshintergrund, stellt Erika Sievers fest, und fordert verstärkte Forschung in dieser Richtung, ebenso wie eine interkulturelle Öffnung der medizinischen Versorgung.

Durch den Beitrag von Gudrun Kotte wird hier der bisher hauptsächlich auf türkische und arabische Migrantinnen bezogene Horizont geweitet, sodass auch die Befindlichkeiten chinesischer Migrantinnen in Schwangerschaft, bei der Geburt und im Wochenbett beleuchtet werden. Dies dürfte vor dem Hintergrund anderer asiatischer Migrantinnengruppen, wie z. B. vietnamesischer Frauen in Berlin und im Gebiet der ehemaligen DDR, ein weiterhin verfolgenswerter Ansatz sein.

Den Versuch, einen Leitfaden für kultursensibles Arbeiten professioneller Helfer in Familien mit Migrationshintergrund zu erstellen, unternehmen Monika Abels und Andreas Eickhorst.

Die Gruppe um Christopher Theißen schließlich zeigt am Beispiel der „Wedding Allergie-Studie“, dass mit zunehmendem Akkulturationsgrad eine Angleichung türkischstämmiger Kinder an ihre deutschen Altersgenossen stattfindet. Akkulturation erscheint hier als Chance und Gefahr zugleich.

Eingerahmt werden die wissenschaftlichen Beiträge des Bandes durch zwei treffend ausgewählte Betrachtungen der bekannten Autorin und Kolumnistin Dilek Güngör, die eine zunehmende Auseinandersetzung mit der Problematik in Literatur und Kunst aufzeigen und damit den Blick auf das Thema aus einer anderen Perspektive schärfen. Auch dafür sei den Herausgebern Dank gesagt.

Forschung auf dem Gebiet Schwangerschaft und Migration ist auch in Zukunft wichtig, wichtiger als die bequeme Etikettierung der Migration als „Risikofaktor“, die immer die Gefahr eines fatalistischen Herangehens beinhaltet. Genau das aber wäre das falsche Signal, kann und darf nicht das Ziel einer Gesellschaft in der Transformation, eines vielfältigen Deutschlands sein. Es besteht Handlungsbedarf. Die Lektüre des vorliegenden Buches, das nicht nur für Sozialwissenschaftler, sondern auch für Hebammen und Geburtshelfer interessant ist, kann dabei ein Anfang sein. Fazit: Unbedingt Lesen!



Das Konzept des Sozialen im Werk Alice Salomons

Adriane Feustel
Metropol Verlag, Berlin 2011
296 S., 19,00 Euro
ISBN 978-3-86331-029-5

Eine Rezension von Gerd Koch

Adriane Feustel legt eine „Gesellschaftsbiografie“ (so wurde das Buch von Siegfried Kracauer „Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit“ charakterisiert) vor: Die berufliche Biografie wird in ihrem Buch zu einer diskursiven Berichtserstattung über Wirkungsgeschichte im Sinne subjektiver Antriebe im gesellschaftlichen Kontext: „Lebensgeschichte und sozialwissenschaftliches Werk“ (S. 30 ff.) – wobei solche Kontexte durch die Akteurin Alice Salomon mitbestimmt werden. Und zu solchen Wirkungskontexten gehört ebenfalls: „Verdrängen und Erinnern – Alice Salomon im öffentlichen Gedächtnis in der Bundesrepublik Deutschland“ (S. 173 ff.).

Adriane Feustel ist Leiterin des Alice Salomon Archivs der Alice Salomon Hochschule Berlin. Das merkt man diesem Buch – gewissermaßen in jeder Zeile – an. Hier nun aber ist eine wahrlich nicht verstaubte (was ja gerne mit Archiven assoziiert wird) Publikation entstanden –, sondern eine aus entfalteter, prisma-tischer Archiv-Philologie: ein lesbares, lebendiges Archiv in Form eines Buches.

Diese Arbeit ist sehr feingliedrig verfasst, sodass das Inhaltsverzeichnis wie ein Sachwörterverzeichnis fungieren kann (sehr nützlich: der Anhang mit Lebensdaten, Personenregister und umfangreichem Quellen- und Literaturverzeichnis mit unveröffentlichten Quellen, grauer Literatur und Online-Publikationen; S. 243–296).

Zum Glück versteht es die Verfasserin, zusätzlich historische, ökonomische (Alice Salomon studierte Volkswirtschaft!), politisch-organisatorische und wissenschaftsgeschichtliche wie professionsgeschichtliche Daten in ihre Argumentationen einzuflechten. Sie befindet sich damit in der Argumentationstradition von Alice Salomon, die gewissermaßen exemplarische Lebenssituationen zum Anlass für die Entwicklung sozialarbeiterischer Denkweisen heranzog (gar nicht unähnlich dem sozialforscherischen Muster von C. Wright Mills: *The Sociological Imagination* / Kritik der soziologischen Denkweise). Da Fürsorgearbeit bzw. Soziale Arbeit eine Praxeologie ist, also ein Phänomen mit einem hohen praktischen Intensitätsgrad, bietet es sich an – und Alice Salomon tat dies – sich an den angelsächsischen Pragmatismus als Wissenschaftskonzept anzunähern und forschend zu handeln und handelnd zu forschen (und zwischen Universalität und Kontextualität zu oszillieren).

Adriane Feustel macht deutlich, wie sehr ein weiteres konzeptionelles Denken Alice Salomon geleitet hat, nämlich die Verbindung von Individualität und Sozialität: „So sehr Alice Salomon betont, erklärt und dafür gestritten hatte, dass Soziale Arbeit deshalb soziale Arbeit genannt werde, weil sie es nicht bloß mit individuellen, sondern mit kollektiven Nöten zu tun habe, die nicht mit individueller Liebestätigkeit zu beheben, noch zu lindern sei, sondern nur mit der Verbesserung der Lebensbedingungen ganzer Volksschichten/-klassen, und sie damit soziale Arbeit mit sozialer Reform nahezu identifizierte, so sehr band sie das Soziale an das Individuum, ohne dessen soziale Betätigung, dessen Eintreten für den Anderen, und gerade für

den Schwachen, Rechtlosen, ein sozialer gesellschaftlicher Zusammenhalt nicht möglich wäre.“ (S. 221)

Wenn Soziale Arbeit eine praxeologische Disziplin ist, dann muss diese Logik der Praxis auch beschrieben werden (können) – manche der Arbeiten von Alice Salomon lassen sich durchaus in die Nähe von Sozialreportagen bringen (exemplarisch zeigt Adriane Feustel dieses Verfahren einer mehrperspektivischen Praxeografie am Beispiel des Artikels von Alice Salomon für das „Correspondenzblatt des Bundes deutscher Frauenvereine“ über den „21 Wochen andauernden Streik der sächsischen Textilarbeiter und -arbeiterinnen in Crimmitschau 1903/04“ (S. 206 ff.). An einem solchem Exemplum/Fall, ja, auch political case, wird eine andere Maxime von Alice Salomon deutlich, die in Richtung „Ausbildung in der Sozialen Arbeit“ (S. 223) weist: „Weiter denken – Selber denken“! (S. 223)

Es gab für Alice Salomon, wie die kompakte und sehr gut belegte Untersuchung von Adriane Feustel „Das Konzept des Sozialen im Werk Alice Salomons“ bezeugt, „nicht nur keine ‚verkaufsfertige‘ Wissenschaft, es gab auch keine ‚fertige‘ Praxis [...] Alice Salomon hat in ihren Schriften immer wieder hervorgehoben, dass die Ausbildung erst den Beruf geschaffen habe. Das heißt zugleich, dass sich beide, Theorie und Praxis, gleichzeitig und in der Sphäre der Ausbildung entwickelt haben.“ (S. 228)



Homo Socialis **Politische Theorie Sozialer Arbeit**

Jürgen Nowak,
Jacobs Verlag, Lage 2011,
162 S., 19,90 Euro
ISBN 978-3-89918-200-2

Eine Rezension von Ruth Großmaß

Konnte man lange behaupten, die Diskussion um die einheitliche wissenschaftliche Basis der Sozialen Arbeit, um die Begründung von Sozialarbeitswissenschaft sei mit der Einführung der konsekutiven Studiengänge verstummt, so gibt es inzwischen wieder Versuche, die Debatte aufzunehmen. Jürgen Nowak hat einen solchen Versuch vorgelegt: Der kritischen Sichtung der in der Sozialen Arbeit verwendeten Konzepte und Theoriebezüge – Interkulturalität, Gender, Biografiearbeit, Systemtheorie, Lebensweltorientierung, Empowerment, Qualitätsmanagement – setzt er die Forderung der Politisierung der Sozialen Arbeit entgegen und unternimmt eine theoretische Fundierung über das Figurations-Theorem von Norbert Elias und eine Theorie sozialer Ungleichheit. Vorausgesetzt wird dabei eine „philosophisch-anthropologische Bestimmung des Menschen als soziales Wesen“ (7), die mit dem Begriff „homo socialis“ – Titel und Schlüsselbegriff des Buches – gefasst wird.

Das Ergebnis der (mit 165 Seiten knapp gefassten und angenehm verständlich geschriebenen) Analyse ist nicht nur eine interessante Möglichkeit, die unterschiedlichen und diversifizierten Felder der Sozialen Arbeit von einem einheitlichen theoretischen Konzept ausgehend (als unterschiedliche Figuration des Sozialen) in den Blick zu nehmen. Es wird auch die soziale Ungleichheit in Form von Reichtum/Armut sowie die damit verbundene Ausgrenzung und Chancenungleichheit (wieder) angemessen in den Blick gerückt. Auf diesem Hintergrund kann dann das Konzept der Sozialen Arbeit überzeugend an wohlfahrtsstaatliche Strukturen bzw. – bezogen auf Deutschland – an den Sozialstaat gebunden werden.

Ist damit das geleistet, was zu Beginn als Anspruch formuliert worden ist – durch die Kritik an Konzeptionen Sozialer Arbeit, die statt Ganzheitlichkeit anzustreben zu einer „fragmentierten Vielfalt“

(11) führen? In gewisser Weise ja – allerdings zu einem ausgesprochen hohen Preis. Nicht nur alle Reflexionsanstöße und (gesellschafts-)kritischen Impulse, die von Diversity-Konzepten, Gender-Theorien, systemtheoretischen Zugängen und kritischer Theorie ausgehend innerhalb von Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit die Auseinandersetzung mit den aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen angeregt und ermöglicht haben, werden aus dem zu berücksichtigenden Theoriekonzept verbannt. Verschwiegen wird, dass mit dem Intersektionalitätskonzept ein konkurrierendes Modell zur Verfügung steht, das Fragmentierung vermeidet, ohne jedoch die theoretische Perspektivenvielfalt mit einem Bann zu belegen. Auch die nicht unproblematische Tatsache, dass funktionierende Sozialstaatsstrukturen an eigenständige Nationalstaaten gebunden bleiben, wird nicht zum Thema und ist in diesem Theorierahmen vielleicht auch gar nicht zu beschreiben. Und – was die Frage der Begründung einer einheitlichen Sozialarbeitswissenschaft angeht: Dass sich hier die Soziologie aus der Position der Bezugswissenschaft befreit und zur Metatheorie aufschwingt, hätte doch vielleicht eher eine Begründung verdient, als durch Anrufung zahlreicher Autoritäten über das Bild des „homo socialis“ als gegeben unterstellt zu werden.

Trotz oder gerade wegen dieser notwendigen Kritik ist das Buch als interessante, auch provozierende Lektüre empfehlenswert, verlangt sie doch, dem „Sozialen“ in seiner politischen Dimension Geltung zu verschaffen.



**Supervision meets Education.
Supervision in the Bachelor of Social
Work in Europe**

Godelive van Hees,
Brigitte Geißler-Piltz (Hrsg.),
CERT/Zuyd University, Maastricht 2010
ISBN 978-94-90977-01-6

**Eine Rezension von
Stefanie Kunz**

Supervision im Studium der Sozialen Arbeit ist der Fokus der internationalen Studie, die an sieben europäischen Universitäten/Hochschulen durchgeführt wurde und deren Ergebnisse in „Super-

vision meets Education“ vorliegen. Es handelt sich um ein Pionierwerk, das anhand empirischer Untersuchungen aufzeigt, auf welchen unterschiedlichen Konzepten Supervision in der Ausbildung („student supervision“) beruht. In einem Vergleich versuchen die Verfasserinnen, theoretische Grundlagen von „student supervision“ zu formulieren, und stellen fest, dass Supervision im europäischen Vergleich schwer zu fassen ist und zwischen den Grenzen einer „fuzzy theory“ manövriert. Des Weiteren stellen sie eine „Dialektik des Fortschritts“ („dialectic of progress“) fest. Während im Studium der Sozialen Arbeit die Supervision seit der Umstellung auf Bachelor- und Masterprogramme weniger wertgeschätzt wird, entdecken andere Studiengänge (Pflege, Pädagogik, Bildung u. Erziehung, Medizin u. a.) die Bedeutung von praxisbegleitender Supervision.

Bei aller Unterschiedlichkeit sind sich die befragten Studierenden darin einig, die Supervision als eine der intensivsten und effizientesten Lernformen ihres Studiums erlebt zu haben. Sie schätzen den geschützten (selbst-)reflexiven Raum, der sie durch Verknüpfung von Theorie

und Praxis auf ihre berufliche Rolle vorbereitet und im besten Fall dazu anregt, gegenüber der professionellen Praxis eine forschende Haltung („research-mindedness“) zu entwickeln.

Resümierend richten die Herausgeberinnen sich an Supervisorinnen und Supervisoren, fordern sie auf, den Blick auf die Anforderungen einer veränderten Arbeitswelt zu schärfen. Die Zukunft der „student supervision“, beschrieben als ein spezifisches Tätigkeitsfeld, wird von der konzeptionellen Anpassung an veränderte Lern- und Arbeitsbedingungen abhängig sein.

Studierenden, Dozentinnen und Dozenten, aber auch Supervisorinnen und Supervisoren sowie allen anderen Führungskräften in Hochschulen ist die Lektüre von „Supervision meets Education“ empfohlen. Der Blick über den Tellerrand macht die Relevanz der „student supervision“ für die Studienqualität, für die Entwicklung der professionellen Identität, vielleicht aber auch für die Positionierung der Hochschule im internationalen Wettbewerb deutlich.



**Unterkunfts- und Heizkosten
nach dem SGB II
Ein Leitfaden**

Arbeitslosenprojekt TuWas (Hrsg.)
Udo Geiger
Fachhochschulverlag, 1. Aufl. Frankfurt
am Main 2011
296 Seiten, broschiert, 14 Euro
ISBN 978-3-940087-77-5

Rezension von Nils Lehmann-Franßen

Soweit musste es kommen: Nach der „Hartz-IV-Reform“ 2011 war es Zeit für die aktuelle 8. Auflage des „Leitfaden zum Arbeitslosengeld II“ vom Fachhochschulverlag. Praktikern hilft dieser bewährte Leitfaden ungemein, die gangbaren Pfade durch den dunkel wuchernden Grundsicherungswald zu weisen. Autor des Leitfadens ist der Sozialrichter Udo Geiger, der in der gerichtlichen Praxis mit allen Problemen des Hartz-IV-Gesetzes hervorragend vertraut ist. Allerdings behandelt das Werk bei nunmehr fast 800 Seiten nicht mehr die „Kosten der Unterkunft“.

Für dieses Gebiet der Unterkunfts- und Heizkosten (§§ 19 – 22c SGB II) wurde vom gleichen Autoren der hier vorliegende eigenständige Leitfaden konzipiert, um den Anforderungen der Praxis und der aktuellen Eigendynamik des Themas

entsprechen zu können. Auch dieser Leitfaden ist auf problemorientiertes Lesen ausgerichtet. Der systematische Aufbau, das Stichwortverzeichnis und das dichte Netz von Randüberschriften garantieren zügigen Erkenntnisgewinn. Mit striktem Bezug zur Sozialrechtsprechung, Beispielen und Musterrechnungen wird die nicht immer rechtsgemäße behördliche Entscheidungspraxis deutlich – selbstverständlich auch die „Produkttheorie“ des Bundessozialgerichts selbst. Für die Betroffenen wertvoll ist die verständnisvolle Erläuterung der Einzelprobleme. Beispielsweise, wie sich die Kosten der Unterkunft bei Bedarfsgemeinschaften ermitteln, in denen Mitglieder, z. B. Studierende, ortsabwesend, ausgeschlossen oder von Sanktionen betroffen sind, – oder ob auch Möbellagerkosten zählen. Sehr ausführliche Kapitel wurden dem neu eingeführten Mehrbedarf bei dezentraler Warmwassererzeugung, den Fol-

gen unangemessener Unterkunftskosten (einschließlich des Kostensenkungsverfahrens), den Unterkunftskosten bei Wohneigentum oder den Umzugskosten gewidmet.

Die Entscheidung des Hartz-IV-Gesetzgebers, die Bewilligung der Unterkunftskosten regional den Kommunen zu überlassen, hat zur Folge, dass für die Kosten der Unterkunft die Bundesagentur für

Arbeit auf Durchführungsvorschriften verzichtet. Der hier vorliegende Leitfaden für die Unterkunfts- und Heizkosten gibt somit an deren Stelle eine einheitliche bundesweite Orientierung, freilich mit regelungskritischer Tendenz. Eine solche lässt auch das von Dominik Bender bearbeitete, letzte Kapitel erkennen. Es setzt sich mit der nun auf die Kreise und kreisfreien Städte zukommende Verpflichtung auseinander, die Ange-

messenheit der Kosten der Unterkunft und Heizung regional durch allgemein verbindliche Satzungen zu konkretisieren. Damit werden die Probleme nicht weniger. Der neu erschienene Leitfaden zu den Unterkunfts- und Heizkosten jedenfalls ist als großartige Hilfe dabei zu begrüßen, das Grundsicherungsrecht für die betroffenen Bürger durchschaubar zu machen.



Mit Recht gegen Gewalt Die UN-Menschenrechte und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit

Nivedita Prasad,
Verlag Barbara Budrich 2011,
172 Seiten, 14,90 Euro
ISBN 978-3-866-49-378-0

Buchinformation

Dieser Praxisleitfaden zur Anwendung der UN-Menschenrechte ist unverzichtbares Mittel für alle Sozialarbeiter/-innen und andere Berater/-innen in Deutschland. Sie benötigen die Informationen, um die Chancen des UN-Menschenrechtsschutzsystems für ihre Klientinnen und Klienten zu erschließen. Besondere Berücksichtigung findet der Themenbereich Gewalt gegen Frauen.

Das Buch bietet einen umfassenden und in deutscher Sprache bislang einzigartigen Überblick über den Menschenrechtsrahmen der Vereinten Nationen: Die Wirkungsweise von UN-Konventionen wird ebenso erläutert wie die Arbeit der UN-Expertinnen und -Experten und

-Fachausschüsse. Alle UN-Menschenrechtskonventionen werden bezüglich ihrer relevanten Inhalte für gewaltbetroffene Frauen vorgestellt. Die Autorin widmet sich, unterstützt von vielen aufschlussreichen Beispielen aus der Praxis, der Frage, wie die UN-Menschenrechtskonventionen ganz konkret handhabbar und nutzbar werden, wenn Sozialarbeit als Menschenrechtsprofession verstanden wird. So soll das Buch dazu beitragen, dass längerfristig auch das Thema Gewalt gegen Frauen vor den Vereinten Nationen verhandelt wird. Individuelle und strukturelle Veränderungen, die national bisher nicht durchsetzbar erscheinen, könnten dann möglich werden.

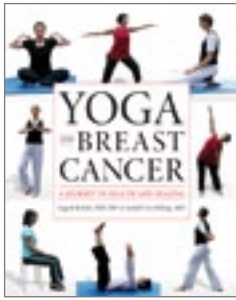


Gesundheits- und Sozialmanagement. Leitbegriffe und Grundlagen modernen Managements

Gregor Hensen / Peter Hensen (Hrsg.),
Kohlhammer Verlag 2011
320 S., gebunden, 44,90 Euro
ISBN 978-3-17-021347-0

Buchinformation

Angesichts zunehmender Veränderungen im öffentlichen Sektor werden Managementkenntnisse in allen Bereichen des Gesundheits- und Sozialwesens immer wichtiger. Dieses Buch gibt eine umfassende Einführung in die allgemeinen Begrifflichkeiten des Themenbereichs Gesundheits- und Sozialmanagement. Es bietet differenziertes Grundlagenwissen zu den Leitbegriffen und Inhalten des Managements von Gesundheits- und Sozialorganisationen und führt zu einem fundierten theoretischen Verständnis für die Entwicklung von Handlungskompetenzen.



Yoga and Breast Cancer – A Journey to Health and Healing

Ingrid Kollak & Isabell Utz-Billing,
Demos Health, New York 2011
224 S., 16,99 Euro
ISBN 978-1932603-91-0

Buchinformation

Brustkrebs ist die am häufigsten auftretende Tumorerkrankung bei Frauen. Weltweit erkranken jährlich eine Million Frauen daran. In Europa gehen 13,5 % aller Krebsdiagnosen auf das Konto von Brusttumoren. Obwohl es in der Therapie dieser Erkrankung ein spürbares Umdenken gibt, bleiben die Behandlungen sehr kräftezehrend. Es geht nicht allein um die Operation, sondern um die anschließenden Behandlungen, die lange andauern und viele Nebenwirkungen haben.

Darum haben Frauen, die von Brustkrebs betroffen sind, ein hohes Interesse an alternativen Heilmethoden. Studien sprechen davon, dass 70–80 % der Frauen, die mit Brustkrebs diagnostiziert werden, alternative Heilmethoden nutzen. Unter diesen Methoden hat Yoga einen großen Stellenwert bekommen, da es sowohl auf körperliche Einschränkungen in der Beweglichkeit und Kraft als auch psychische Belastungen, wie z. B. Angstgefühle und Konzentrationsstörungen, positiv wirkt.

Über 18 Monate hinweg fand eine Studie „Untersuchung zur Auswirkung von Yoga-Übungen auf die körperliche Fitness und das psychische Wohlergehen bei Patientinnen mit Mammakarzinom“ statt, bei der 122 Mal eine offene Yoga-Klasse mit jeweils rund 75 Minuten Dauer stattfand. Sie wurde von der ASH zusammen mit dem Brustzentrum der DRK Klinik Westend und der AOK Berlin-Brandenburg durchgeführt.

Das Buch beschreibt in Text und Bild den Unterricht dieser Studie. Da sich das Angebot an Frauen ab dem ersten oder zweiten Tag nach der Operation richtete, wurden modifizierte Versionen von Yoga-Übungen angeboten, um z. B. die Arme nicht durch das Körpergewicht zu belasten. Diese Variationen sowie die Referenzpositionen zeigt das Buch und beschreibt sie in einzelnen Schritten, damit ein selbstständiges Üben möglich ist.



Schreib's auf! Besser dokumentieren in Gesundheitsberufen

Ingrid Kollak,
Springer 2011
134 Seiten und 15 Abbildungen,
9,95 Euro
ISBN 978-3-642-17238-0

Buchinformation

Täglich schreiben Menschen E-Mails, Beiträge für Blogs und unzählige SMS. Diese Schreiblust ist weg, wenn es ums Dokumentieren geht. Was lässt sich tun, um die Schreiblust zu erhalten, wenn dokumentiert, protokolliert, berichtet werden soll?

Weniger Formulare und mehr Informationen

Viele und oft überflüssige Formulare verstopfen Rechner, Archive und Hirne. Mit einer Anleitung zum Realitycheck werden die Leser befähigt, ihre eigene Dokumentationspraxis einzuschätzen. Das Ziel ist die Konzentration auf vorgeschriebene Formulare und ein sicherer Umgang mit ihnen.

Gute Dokumentationshilfen nutzen Elektronische Dateien, die nur Formulare oder leere Seiten mit Überschriften bieten, sind keine Hilfe. Was gute Dokumentationssysteme ausmacht, erfahren die Leser, wenn es um die Vermeidung von doppelter Arbeit und die Anleitung bei der Versorgung und Abbildung von Arbeitsergebnissen geht.

Sprache und Inhalt nicht miteinander verwechseln

Niemand verwechselt eine Speise mit einer Speisekarte. Entscheidungen werden oft auf Grundlage von Dokumentation getroffen. Hat der Klient die Viren oder der Computer? Mithilfe von Beispielen und Übungen werden die Leser sicherer beim Formulieren und Dokumentieren.

Dieses Buch passt in jede Tasche und ist zum Selbststudium und für Gruppenarbeiten bestens geeignet.

Veranstaltung der Karriereplanung

„Methoden der beruflichen Entwicklung – Zeitmanagement im Kontext des ‚ganzen‘ Lebens“

Do., 05./12.01.2012, ASH Berlin

Frühpädagogische Abendvorlesung des Studiengangs Erziehung und Bildung im Kindesalter

„MusikKultur im Alltag – ein Leben mit Musik im KISUM-Musikkindergarten Weimar“

Do., 05. 01. 2012, 18.00 Uhr, Audimax der ASH Berlin

Referent: Dr. Kitty Schmidt (KISUM-Treff Weimar)

Veranstaltung der Karriereplanung

„Bewerbungsunterlagencheck“

Di., 10. 01. 2012, ASH Berlin

Ringvorlesung „Aktuelle Fragen der Sozialen Arbeit und Pädagogik“

„Gestaltungsmöglichkeiten von Sozialarbeiter/-innen in Politik und Gemeinwesen – Einfluss versus Ohnmacht“

Mi., 11. 01. 2012, 14.15 Uhr, Minimax der ASH Berlin

Referent: Prof. Dr. Oliver Fehren

Verleihung des Alice Salomon Poetikpreises 2012 und Neujahrsempfang der ASH Berlin

Sa., 14. 01. 2012, 19.00 Uhr, Berlinische Galerie

Spazierblicke – Austausch in Bewegung

Stadtentwicklung und Wohnungsbau von der DDR-Zeit bis heute

Mo., 16. 01. 2012, ASH Berlin

Mit: Dr. Elke Herden (QM Hellersdorfer Promenade) und Ralf Protz (STADT UND LAND Wohnbauten-Gesellschaft mbH Berlin)

Veranstaltung der Karriereplanung

„Welche Rechte und Pflichten habe ich als Arbeitnehmer/-in – Grundlagen für den Eintritt ins Berufsleben“

Di, 17. 01. 2012, ASH Berlin

Frühpädagogische Abendvorlesung des Studiengangs Erziehung und Bildung im Kindesalter

„Bildung für eine nachhaltige Entwicklung – eine Chance für Professionalisierung und Qualitätsentwicklung im Elementarbereich“

Do., 19. 01. 2012, 18.00 Uhr, Audimax der ASH Berlin

Referent: Prof. Dr. Ute Stoltenberg (Universität Lüneburg)

Veranstaltung der Karriereplanung

„Bewerbungsunterlagencheck“

Di., 24. 01. 2012, ASH Berlin

Ringvorlesung „Aktuelle Fragen der Sozialen Arbeit und Pädagogik“

„Anwaltschaft für die eigenen Professionen – wie kann man sich mit der realen/gefühlten Prekarisierung der sozialen Berufe auseinandersetzen?“

Mi., 25. 01. 2012, 15.00 Uhr, Minimax der ASH Berlin

Referent: Prof. Dr. Heinz Stapf-Finé

Veranstaltung der Karriereplanung

„Auf dem Weg in die Karriere – Promotion als Meilenstein“

Fr., 27. 01. 2012, ASH Berlin

Veranstaltung der Karriereplanung

„Das Studium ist zu Ende! Was nun? Ein Überblick über Angebote und Leistungen der Arbeitsagentur“

Di., 31. 01. 2012, ASH Berlin

Frühpädagogische Abendvorlesung des Studiengangs Erziehung und Bildung im Kindesalter

„Kinder – Räume – Beziehungen“

Do., 02. 02. 2012, 18.00 Uhr, Audimax der ASH Berlin

Referent: Dipl.-Päd. Angelika von der Beek (WeltWerkstatt e. V.)

Veranstaltung der Karriereplanung

„Bewerbungsunterlagen – So bewirbt man sich heute!“

Do., 02. 02. 2012, ASH Berlin

Veranstaltung der Karriereplanung

„Das Vorstellungsgespräch – eine gut zu bewältigende Herausforderung“

Fr., 03. 02. 2012, ASH Berlin

Veranstaltung der Karriereplanung

„Verhandlungstraining“

Mi./Do., 28./29. 03. 2012, ASH Berlin

Spazierblicke – Austausch in Bewegung

„Natur geschützt für uns. Freilandlabor – Bienengarten“

Do., 03. 05. 2012, ASH Berlin

Mit: Regina Troeder



Zentrum für Weiterbildung der ASH Berlin

- Soziale Arbeit
- Gesundheit
- Erziehung und Bildung



Das aktuelle Weiterbildungs-
programm 2012

Weitere Informationen
und zusätzliche Angebote unter:
www.ash-berlin.eu/zfwb

Neue Einzelseminare 2012 Schwerpunkte:

- Beratung/Psychosoziale Intervention
- Krisen- und Konfliktintervention
- Familien-, Kinder- und Jugendhilfe
- Gruppenarbeit
- interkulturelle Kompetenzen
- Fallarbeit und Diagnostik
- Recht für Soziale Berufe
- Erziehung und Bildung im Kindesalter
- Gesundheit

Berufsbegleitende Zertifikatskurse 2012:

KoordinatorIn im Familienrat - Family Group Conference

Seminarzeitraum: 22.03.2012 – 12.01.2013

Fachberatung für Opferhilfe

Seminarzeitraum: 30.03.2012 – 09.12.2012

Mediation - professionelle Konfliktbearbeitung

Seminarzeitraum: 18.04.2012 – 22.09.2013

Supervision und Coaching in der Sozialen Arbeit, Bildung und Gesundheit

Seminarzeitraum: 20.04.2012 – 17.01.2015

BeraterIn/Berater in der Gesundheitsförderung und Prävention zum Fachgebiet Yoga

Seminarzeitraum: 20.04.2012 – 22.06.2013

Ästhetische Bildung in Kita und Grundschule

Seminarzeitraum: 11.05.2012 – 23.06.2013

Pädagogik für Vermittlung sozialer Kompetenzen und Gewaltprävention

Seminarzeitraum: 11.05.2012 – 15.06.2013

Recht für PflegeberaterInnen

Seminarzeitraum: 11.05.2012 – 09.02.2013

Kultursensible Mediation und Beratung

Seminarzeitraum: 24.08.2012 – 09.03.2013

Beziehungsorientierte Arbeit mit Kindern unter drei Jahren in Krippe und Tagespflege

Seminarzeitraum: 07.09.2012 – 08.06.2013

Empowermentorientierte Krisenintervention

Seminarzeitraum: 21.09.2012 – 15.06.2013

Psychosen verstehen – psychosoziale Hilfe gestalten – interdisziplinäre Zusammenarbeit fördern

Seminarzeitraum: 21.09.2012 – 24.08.2013

Alltagsintegrierte Sprachförderung von ein- und mehrsprachig aufwach- senden Kindern zwischen drei und sechs Jahren in Kita und Tagespflege Weiterbildungsangebot zur Sprachförderkraft im Rahmen des Bundes- programms „Frühe Chancen“

Seminarzeitraum: 27.09.2012 – 08.06.2013

Care und Case Management in humandienstlichen Arbeitsfeldern Schwerpunkt: Chancengleichheit und KlientInnenzentrierung

Seminarzeitraum: 28.09.2012 – 28.09.2013

Suchtberatung

Seminarzeitraum: 26.10.2012 – 07.09.2013



Die Pressestelle meint

... der ASH-Flughafen kann kommen!



Flugnummer	Zielflughafen (Ausgang)	Abflug	Ankunft	Gate	Status
900001010	Baumaßnahmen (Ausgang)	07:00	07:00	007	started
900001002	Studienreisen - Besprechung I	08:00	08:00	237	started
900000003	Berufungskommission - Sitzungen / Verhandl.	09:00	10:00	265	started
900000007	MA ICM (Kniffki, Vollenbroek)	09:00	17:00	232	started
900000007	MA ICM (Kniffki, Vollenbroek)	09:00	17:00	232	started
90000711	AP 11 Leitung und Analyse von Gruppen	10:00	17:00	009	started
90000711	OT 11 Leitung und Analyse von Gruppen	10:00	17:00	228	started
90000711	OT 11 Leitung und Analyse von Gruppen	10:00	17:00	228	started
900007011	PB 11 Kommunikationsstrategie I	10:00	17:00	004	started
90000204	Research Methods: Qualitative & Quantitative (Vollenbroek)	10:30	17:00	218 (Camp)	started
90001009	Konstruktion und Bildung im Kindesalter (Zelner)	14:00	18:00	118	started
900011011	110 11 Systemische Aufstellungen	18:30	20:30	230	started

Die Anzeigentafel im Eingangsbereich der ASH Berlin

„Wichtige Informationen für alle Passagiere des Flugs 900000007 nach MA ICM. Die Piloten Kniffki und Vollenbroek bitten alle Passagiere zum Gate 232. Abflugzeit 9:00 Uhr.

„Sehr geehrte Fluggäste, in wenigen Minuten starten wir mit dem Boarding des Flugs 900001012. Wir werden den Ankunftsort „Baumaßnahmen“ um 22:00 Uhr ASH-Zeit erreichen. Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Flug.“

Während der Sommersemesterferien konnten auch die wenigen der ASH treu gebliebenen Hochschulangehörigen ein bisschen Internationalität erfahren. Beim Durchschreiten der ASH-Eingangshalle blinkte uns eine neue Fluganzeigentafel entgegen. ASH goes International, or what? Ob die Fluganzeige zur allgemeinen Belustigung über den tristen Sommer hinweghelfen sollte oder nur ein kleiner Jungenstreich war, die Pressestelle konnte es nicht in Erfahrung bringen. Gewiss ist aber, dass die Tafel pünktlich zu Semesterbeginn umgestellt wurde. Heute ist sie ein digitaler Veranstaltungskalender in Fluganzeigenoptik.

Wenn man übrigens „ASH goes International“ googelt, dann finden sich allerlei weitere Kuriositäten. Die ersten drei Treffer lauten:

- Ash goes to the International House of Pancakes
- Ash goes to Hollywood, finally!
- Fly Ash Recycling Company

Die Pressestelle meint zu guter Letzt: Das schaffen wir auch noch – 2012 kann kommen!



In eigener Sache:

Die Redaktion des *alice* Magazins möchte noch mehr Beiträge von und mit Studierenden veröffentlichen. Dazu benötigen wir Ihre Hilfe. Gerne können Sie Beiträge sowie Vorschläge und Ideen zu Artikeln einsenden und wir stehen Ihnen selbstverständlich bei Fragen rund um das Schreiben von Artikeln zur Seite.

Neugierig?

Redaktionskontakt:

Barbara Halstenberg,
halstenberg@ash-berlin.eu,
Telefon: (030) 992 45-335

Impressum

Erscheinungsweise:

Zwei Ausgaben pro Jahr (April und Oktober); Auflage 4.500

Nächster Redaktionsschluss: 15. Februar 2012

ALICE SALOMON 
HOCHSCHULE BERLIN
University of Applied Sciences

Herausgeber:

Das Rektorat und der Kanzler

der Alice Salomon Hochschule Berlin

Verantwortlich i.S. des Presserechts:

Prof. Dr. Theda Borde, Prof. Dr. Susanne Viernickel

Chefredaktion: Barbara Halstenberg

Redaktion: Barbara Halstenberg, Susann Richert

Layout und Satz: Willius Design, Berlin

Korrektur: Lektorat Sprachkunst

Anschrift der Redaktion:

Alice Salomon Hochschule Berlin

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin

Tel.: (030) 992 45-335, Fax: (030) 992 45-444

E-Mail: presse@ash-berlin.eu, halstenberg@ash-berlin.eu

Bildnachweise: Redaktion und Autoren, sowie:

Helga Kneidl, Petra Falk, Loki Leopold, Martin Düspohl,

David von Becker, vanda/fotolia.com (Titel)

ISSN 1861 - 0277

Anzeigen: Bitte an die Redaktion.

Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Vervielfältigung u.Ä. nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion.

Druck: allprintmedia GmbH, 12/2011

Dieses Hochschulmagazin wurde auf FSC-zertifiziertem Tom&Otto Silk-Papier

von Stora Enso gedruckt. Der FSC ist eine internationale gemeinnützige

Organisation mit Sitz in Bonn und nationalen Arbeitsgruppen in 43 Ländern.

Er wird von Umweltorganisationen (WWF, Greenpeace, NABU, Robin Wood, u.a.),

Sozialverbänden (IG Bau, IG Metall, u. a.) sowie zahlreichen Unternehmen unterstützt.

Produkte mit FSC-Logo sind Holzprodukte aus nachhaltiger Waldnutzung und schonen die Waldressourcen.

In allen Artikeln und Beiträgen der *alice* folgen wir der vom Duden empfohlenen

Schreibweise und schließen alle Menschen mit ein.

Anzeige



Bildung zahlt sich aus!

Bei uns bekommst Du ganz viel Kino für ganz wenig Geld:
Leg Deinen **Studentenausweis** vor und freu Dich über
vergünstigten Eintritt! Infos unter CineStar.de


Hellersdorf.

